

Thomas Manhart

Der harte, der gute und der böse Mann

Ein Zürcher Justizvollzugskrimi

Band II

Copyright TMVerlagslos 2023 (Version 1.0)

Inhalt

Kapitel I: Der harte Mann	5
1. Besuch vom LOSTA	6
2. Keine grosse Sache	9
3. Eine grosse Sache	10
4. Die Drehtüre	12
5. Ein guter Plan	14
6. Ruhe vor dem Sturm	16
7. Huber will grössere Brötchen backen	17
8. Die Bührestiftung	18
9. Der Raubüberfall	20
10. ROST	21
11. Das Böse	24
12. Besuch bei HAM	26
Kapitel II: Der böse Mann	28
13. Pewarski läuft zur Hochform auf	29
14. Bombenstimmung	30
15. Die Entführung	30
16. Die Geldübergabe	32
17. Dumm gelaufen	35
18. Im Gefängnis Pfäffikon	35
19. Lebenslänglich und Verwahrung	37
20. Koinzidenz	39
21. Pewarskis Prozess	40
22. (Nicht) Lustig ist das Anstaltsleben	44
23. Man begegnet sich	45
24. Die bessere Geschichte	47
25. Der gemeinsame Feind	49
26. Das Vorbild und sein Nachahmer	51
27. Brieffreundschaften	54
28. Vollzugslockerung	56
29. Mittagessen mit Staatsanwalt Willfratt	57

30. Ein nicht sehr aufregender Plan	60
31. Der erste unbegleitete Urlaub	62
32. Der Katheterschlitzer von Zürich	62
33. Noch keine grosse Aufregung	65
34. Riesengrosse Aufregung	67
35. Ein Selbstläufer verirrt sich	71
36. Grossalarm	73
37. Kreide fressen	75
38. Schlechter geht (n)immer	80
39. Klimax	83
40. Autopilot	84
41. Guter Rat ist teuer	86
42. Huber ist verschwunden	88
43. Pech gehabt	90
44. Die Beerdigung	91
45. Pewarskis Plan	94
46. Breaking bad, very bad	97
47. Nachwehen	99
48. Rekonvaleszenz	101
49. Der UK-Bericht	102
50. Mister Bean	104
51. Alles wird gut	105
52. Eine Freundschaft wird aufgekündigt	106
Kapitel III: Der gute Mann	110
53. Nobody is perfect	111
54. Die JuV-Geschäftsleitung	112
55. Freiwillige Zwangstherapie	115
56. Vollzugsplanung	118
57. Das Duell	120
58. Il buono, il brutto, il cattivo	121
59. Katharsis	125
60. Kopfdrehbücher	126

61. Flüsternde und stöhnende Mauern	128
62. Der Harte	129
63. Der Gute	131
64. Der Böse.....	131
65. Und Teddy ging zum Regenbogen	133
Nachwort.....	134

Kapitel I: Der harte Mann

1. Besuch vom LOSTA

Er fluchte leise vor sich hin. Die Abfahrt zur Garage war wirklich eng. Zuerst streifte er mit seinem Kia Sorento Turbodiesel den rechten Randstein, dann hätte er beinahe die Wand links touchiert. Wenn er gut ausgeruht und in Form war, schaffte er die Kurve problemlos, heute fühlte er sich verkatert und übermüdet. Als er beim Chefparkplatz angekommen war, entfuhr ihm ein lautes «Gopferdammi!». Da stand doch tatsächlich schon ein grauer BMW auf seinem Platz. «Fräche Siäch!» murmelte er, stellte sein Fahrzeug auf Matzingers Parkplatz daneben ab und stieg aus. Jetzt sah er die Visitenkarte auf dem Armaturenbrett des BMW und musste schmunzeln. Dr. Alexander Brenner, Leitender Oberstaatsanwalt, stand da. Sie hatten um 08.15 Uhr für eine Besprechung abgemacht. Sollte doch Matzinger, sein Stellvertreter schauen, wo er parkiert.

Hartmut Hartmann traf im Lift auf Adriano Faricelli, einen Juristen bei den Bewährungs- und Vollzugsdiensten seines Amtes. Die beiden tauschten sich regelmässig über interessante TV-Serien aus. Hartmann war zum ersten Mal so richtig auf den Geschmack gekommen, als er zu seinem fünfzigsten Geburtstag «Mad Men» auf DVD geschenkt bekommen hatte. Seither hielt er nach Qualitätsserien Ausschau. Kürzlich hatte Faricelli seinem Chef «The Sopranos» mit dem fantastischen James Gandolfini in der Hauptrolle ausgeliehen. Hartmann war fasziniert und war bereits bei der dritten Staffel angelangt. Im Gegenzug hatte er Faricelli «Borgen» mitgebracht, eine vielversprechende neue Serie aus Dänemark. Sie handelte von den Intrigen und Machtspielen in der Politik sowie der Rolle der Medien. Vieles kam Hartmann wohlbekannt vor.

Für seine Verhältnisse relativ früh traf er um 08.00 Uhr im dritten Stock des Amtes für Justizvollzug, kurz JuV genannt, ein. Seine Assistentin war wie immer schon da, sie begann ihren Arbeitstag meist schon um 07.00 Uhr oder früher. Mit einem schnellen prüfenden Blick checkte sie, wie der Chef heute wohl gelaunt sei. So begrüßte sie ihn sanft mit einem freundlichen «Guten Morgen Chef, alles klar?» «Was soll

schon sein, Bigi?» erwiderte er knapp. «Bitte öffne mir doch mal die Tür», bat er seine Assistentin. «Es ist offen, ich habe Dir die interne Post bereits aufs Pult gelegt.» Hartmann brummte so etwas wie Danke und hängte seinen Regenmantel mit Schwung an den Bügel im Garderobekasten. Es hatte am frühen Morgen noch nach einem Gewitter ausgesehen. Seine schwarze Mappe, in welcher sich meist nur ein kleiner schwarzer Regenschirm und die gediegene Tageszeitung befanden, landete auf dem breiten Fensterbrett. «Wo ist eigentlich Brenner? Seinen BMW habe ich schon gesehen. Der steht auf meinem Parkplatz.» «Immer noch auf dem Klo, aber es ist ja noch nicht Viertel nach», antwortete ihm Bigi Heer. «Ich bringe euch schon mal zwei Kaffees.»

Zwischenzeitlich war der Leitende Oberstaatsanwalt von der Toilette zurückgekehrt und flirtete kurz mit Hartmanns Vorzimmerdame. Ihre neue Frisur sei schon etwas gewagt, meinte er, aber die langen blauen Fingernägel sehr elegant. Er sollte auch wieder einmal zum Coiffeur gehen, gab Bigi Heer forsch zurück. Damit hatte sie nicht ganz unrecht, Brenner sah aber für seine sechzig Jahre immer noch recht gut aus.

Hartmann tat so, wie wenn er nichts gehört hätte.

«Na, Herr Doktor, Eure Amtsstuben sind um acht Uhr ja immer noch ziemlich leer. Wann fängt Ihr eigentlich überhaupt zu arbeiten an?», fragte Brenner. Hartmann reagierte nicht weiter. Solche Gespräche mit Brenner führten zu nichts. «Nimm doch einfach Platz, liebster Alex», forderte er ihn auf.

Die Türe öffnete sich. Bigi Heer brachte die beiden Kaffees und einige rote und rosa Lindor-Kugeln herein. Hartmann schüttete Zucker und Kaffeerahm in seine Tasse, Brenner trank schwarz pur. «Schwarz wie deine Seele», pflegte ihm Hartmann zu sagen. Brenner zündete sich eine Zigarette an und Hartmann zauberte einen Aschenbecher hervor. Er gewährte Brenner dieses Privileg, obwohl seit zwei Jahren das Rauchen in den Amtsräumen der kantonalen Verwaltung verboten war.

Wie immer hatte Brenner keine Mappe oder Unterlagen bei sich, er zog aber aus seiner Brusttrentasche sein berühmtes schwarzes Büchlein, in welches wohl mancher gerne einmal Einblick genommen hätte. Nach längeren Diskussionen über gemeinsame Pendenzen wie die Organisation der Strafurteilskontrolle oder die Anordnung von Gemeinnütziger Arbeit kamen sie auf die JuV-Praxis zur bedingten Entlassung von Strafgefangenen zu sprechen.

«Eure Praxis zu den bedingten Entlassungen solltet ihr möglichst rasch korrigieren», holte Brenner aus. «Was muss ein Gefangener eigentlich bei euch alles anstellen, damit er nicht vorzeitig entlassen wird und die ganze Strafe absitzen muss? Gutes Verhalten im Vollzug ist ja ok, wenn ihr jemanden aber aus reiner Bequemlichkeit vorzeitig entlässt, nur weil er für euch ein allzu mühsamer und schwieriger Kunde gewesen ist, so ist das einfach widersinnig und kontraproduktiv.» «Du weißt genau, lieber Alex, dass der Grund für die vielen bedingten Entlassungen ein ganz anderer ist», erwiderte Hartmann und nahm langsam Fahrt auf: «Wegen Euren ständigen Drogen- und Sexmilieurazzias haben wir eine totale Überbelegung in unseren Gefängnissen. Da tut es Not, dass wir möglichst viele Insassen frühzeitig entlassen. Sonst gibt es im schlimmsten Fall wie in den Neunzigern wieder Notentlassungen. Und wären die Untersuchungshäftlinge wegen Euren überlangen Verfahren nicht derart lange Zeit in Untersuchungshaft, hätten wir bestimmt genügend freie Gefängnisplätze. Ich wundere mich, dass euch die Gerichte deswegen nicht öfters rügen.» «Wohl deshalb, weil unsere Verfahren rechtlich absolut korrekt sind», konterte Brenner trocken.

Wie üblich kamen sie in diesem Punkt nicht wirklich weiter. Und vom Justizdirektor war keine Klärung zu erwarten. Er gab an den Strafjustizrapporten jeweils beiden Seiten recht.

2. Keine grosse Sache

«Jetzt will ich dir aber noch eine Geschmacksprobe geben, wie schief es bei euch läuft. Einer Eurer Dauerkunden, Kevin Huber, noch keine 25, ist erneut schwer rückfällig geworden. Er wurde von euch vor zwei oder drei Monaten bereits nach vier Jahren aus dem Massnahmenzentrum für junge Erwachsene in Uitikon entlassen, obwohl er eine happige Freiheitsstrafe bekommen hat. Und nun ist er wieder gross am Dealen. Das wäre bei den herrschenden Verhältnissen ja schon fast normal. Er wird aber je länger je mehr immer gefährlicher und gewalttätiger. Die Kantonspolizei hat in seinem Umfeld einen verdeckten Vermittler eingeschleust. Dieser ist dabei gewesen, als Huber zusammen mit zwei Kumpels eine Strafaktion gegen einen zahlungsunwilligen Kleinhändler durchgeführt hat. Er hat diesen, ein noch nicht einmal ganz 20-jähriges Bürschchen, von der Strasse weg in ein Auto gezerrt und ist mit ihm in den Wald gefahren. Dort hat er dem gefesselten Jungen eine Scheinexekution vorgespielt. Er liess ihn sein eigenes Grab ausheben und davor niederknien. Dann schoss er von hinten direkt neben seinem Kopf eine Schreckschusspistole ab. Der Junge hat sich vor Angst in die Hosen gemacht. Am Schluss gab es für ihn zwar nur schwere Prügel. Huber liess den Kleindealer mit einem Kieferbruch im Wald liegen. Hätte unser Mann nicht Hilfe angefordert, ich weiss nicht, wie es herausgekommen wäre. Und alles während Kevin Hubers laufender Probezeit - das nennst du also erfolgreiche Resozialisierung, Hardy!»

Hartmann glaubte sich an den Fall zu erinnern. Einer seiner Bewährungshelfer, wohl von Faricellis Abteilung, hatte aber eine viel harmlosere Version der Geschichte erzählt. «Du übertreibst wie immer masslos, Alex. Das war keine grosse Sache. Der Mann hat bloss ein paar blaue Flecken und wohl einen etwas grösseren Schreck bekommen. Vielleicht hat ihm das sogar ganz gutgetan.»

«Bei Dir braucht es wohl immer zuerst einen Toten, bevor du etwas schlimm findest, mein lieber Hartmut», stichelte Brenner weiter. Wenn er Hartmann mit seinem offiziellen Vornamen ansprach, war das kein

gutes Zeichen. «Noch nicht erwähnt habe ich, dass sich Kevin Huber bei seiner Verhaftung massiv gewehrt hat. Da kommen also Entführung, Freiheitsberaubung, Nötigung, vorsätzliche Körperverletzung, Gewalt und Drohung gegen Beamte, Hinderung einer Amtshandlung und natürlich gewerbsmässiger Drogenhandel zusammen. Das gibt wieder ein paar Jährchen.» fuhr Brenner fort.

Auch dieses Traktandum blieb auf ihrer Pendenzenliste.

Es war 9.15 Uhr geworden, und die beiden Herren wechselten in den Pausenraum, wo sich zwischenzeitlich die meisten Mitarbeitenden des dritten Stockes versammelt hatten. Dieses Mal tranken der Amtsleiter und der Leitende Oberstaatsanwalt in grosser Eintracht beide einen schwarzen Espresso.

«Wärst du so freundlich, das nächste Mal rechtzeitig bei Bigi anzurufen und für dich einen Parkplatz reservieren zu lassen statt deinen BMW einfach auf meinem Feld abzustellen?» verabschiedete Hartmann den LOSTA.

Anschliessend informierte er seinen Chef Rechtsdienst Fabian Fink über das Gespräch und gab ihm den Auftrag, für das Problem mit der Urteilskontrolle zusammen mit Oberstaatsanwalt Markus Bürgi einen Lösungsvorschlag zu erarbeiten. Er setzte ihm keine Erledigungsfrist an, dies überliess er gerne Brenner oder Bürgi.

Fink war einer seiner besten Leute und schon seit Gründung des Amtes seit nunmehr bald zehn Jahren mit dabei. Ohne ihn wäre er ziemlich einsam und verloren gewesen.

Hartmann schaute in Gedanken versunken zum Fenster hinaus. Es begann nun doch etwas zu regnen.

3. Eine grosse Sache

Zur gleichen Zeit beobachtete Teddy Pewarski die Einfahrt zur Goldküsten-Villa mit seinem Feldstecher. Es war nicht einfach, hier einen gut getarnten Beobachtungsstandort zu finden. Von der Zufahrt

von der Glärnischstrasse her war nur gerade die Garage und der Haupteingang einsehbar. Von unten, vom Gottlieb Pfister Weg her sah man nur schlecht den Hügel hinauf zum schönen Haus, das wie ein Adlerhorst oben am Abhang thronte. Pewarski hatte sich für einen Standort ganz unten in der Ecke entschieden. Er ärgerte sich, dass es stark regnete und er langsam nass wurde. Wann würde es endlich richtig Sommer werden?

Wie schon das letzte Mal fuhr der grosse Mercedes der Familie Rutschmann genau um 12.15 Uhr auf den Vorplatz und hielt vor der Garage an. Mutter und Söhnchen stiegen aus, der Kleine verschwand sofort im Haus. Die Tür war wie immer nicht abgeschlossen, und die Nanny kam heraus. Sie half der Mutter beim Ausladen und Hereintragen diverser Einkäufe: Coop-, Globus-Delikatessen-, Prada-Tragtaschen und ein Confiserie-Brändle-Sack.

An Werktagen waren nach 07.00 Uhr bis spät abends, wenn der Hausherr bei der Arbeit war, meist nur diese drei Personen im Haus. Die ecuadorianische Reinigungshilfe kam jeweils montags und donnerstags, die zwei portugiesischen Gärtner am Mittwoch, und sonst ab und zu ein Besuch oder ein Kindergartenschpänli von Junior. Die Mutter übernahm für ihn den Taxidienst und war auch sonst oft unterwegs. Die Fahrt zum Kindergarten dauerte weniger als zehn Minuten. Die Mutter liess den Kleinen jeweils vor dem Eingang springen und wartete dann wieder kurz vor Unterrichtsende am selben Ort auf ihn.

Pewarski überlegte: Die Aktion allein durchzuziehen, dürfte nicht ganz einfach sein. Sicher war das abgelegene Haus an der Glärnischstrasse grundsätzlich ein geeigneter Ort. Der richtige Moment war aber entscheidend. Wenn der Junge auf der rechten Autoseite ausstieg, musste er blitzschnell zupacken. Es waren vielleicht 20 Meter bis zu seinem Auto, welches vor dem Nachbarhaus parkiert sein würde. Das Kind musste rasch gefesselt und sein Mund zugeklebt werden, und dann ab in den Kofferraum. Natürlich brauchte er ein kurz vorher gestohlenes Auto. Und bereits nach zehn Minuten

Fahrt musste er das Auto mit einem zweiten gestohlenen Fahrzeug wechseln. Von diesem Moment an konnte er dann alles etwas gemächlicher angehen. Der Zeitplan war für eine Person allein eng und heikel. Wie rasch käme die Mutter aus dem Auto heraus und ihm hinterher? Vermutlich musste er das schreiende Kind vorerst einmal im Kofferraum einsperren und es erst beim Autowechsel fesseln und knebeln. Alles in allem erschien ihm der Plan zwar etwas riskant, aber machbar. Ein zweiter Mann kam für ihn nicht in Frage. Dafür war er zu misstrauisch, und zudem wollte er die Beute auch nicht mit jemandem teilen.

Vielleicht war die Idee mit einer Bombendrohung für den Kindergarten doch besser. Allerdings liess sich so auf Herbert Rutschmann weniger Druck aufbauen, als wenn er seinen Sohn entführen würde. Eine Alternative wäre allenfalls eine kleine Explosion vor seiner Villa? Oder noch besser beides, Bombendrohung und dann etwas später eine Demo-Explosion an der Glärnischstrasse. Diese Idee gefiel ihm immer besser. So liess sich Druck aufbauen. Zudem sollte Rutschmann möglichst viel leiden. Er verdiente es nicht anders. Und schliesslich musste er sich so auch nicht mit der kleinen Rotznase herumschlagen.

Jetzt galt es, sich als nächstes mit dem Bau einer Bombenattrappe und einer kleinen Demonstrationsbombe vertraut zu machen. Er wurde im Internet sofort fündig. Dünger, Nagellacke oder Poolreiniger zu kaufen, würde keine grosse Sache sein. Bombenattrappe und Demobombe sollten möglichst ähnlich aussehen. Und natürlich, nirgends Spuren hinterlassen. Gutes Timing war das Wichtigste.

Teddy Pewarski fühlte sich so wichtig und gut wie schon lange nicht mehr. Er holte sich zusätzliche Inspiration im Darknet. Ein herrliches Tummelfeld für Quälereien aller Art.

4. Die Drehtüre

Mit Kevin Hubers neuerlicher Verhaftung wurden mehrere Verfahren in Gang gesetzt: Einerseits prüften die Bewährungs- und

Vollzugsdienste des Amtes für Justizvollzug den Widerruf der bedingten Entlassung aus der stationären Massnahme im Massnahmenzentrum Uitikon bzw. die Aufhebung derselben und Anordnung des Vollzugs der aufgeschobenen Freiheitsstrafe. Da Huber bereits in Untersuchungshaft sass, erübrigte es sich für den Justizvollzug, ihn während des laufenden Justizvollzugsverfahrens in Sicherheitshaft zu nehmen. Andererseits hatte die Staatsanwaltschaft natürlich ein neues Strafverfahren eröffnet.

Nach fünf Wochen wurde Huber aus der Untersuchungshaft entlassen. Es war seinem Rechtsanwalt Rodolpho Bergmann, einem sehr versierten und erfahrenen Strafverteidiger, gelungen, den zuständigen Staatsanwalt Alois Willfratt davon zu überzeugen, dass es sich eigentlich mehr um einen nicht ganz ernst gemeinten Lausbubenstreich gehandelt hatte. Das Opfer selbst hatte dieses Narrativ übernommen und zudem auf eine Strafanzeige gegen Huber verzichtet. Der verdeckte Ermittler konnte nicht als Zeuge auftreten, man wollte ihn nicht auffliegen lassen, er wurde noch gebraucht. Deshalb war auch nur noch von einigen Gramm Gras die Rede, um welche gestritten worden sei. Eine Bagatelle.

Rechtsanwalt Bergmann war bei den Kollegen der Strafverfolgungsbehörde durchaus beliebt, denn er war im Grund ein angenehmer Kollege, kooperativ und freundlich. Notfalls liess er auch einmal einen Klienten über die Klinge springen, wenn es im Sinn der Sache nötig war. Er hatte nach Beginn einer vielversprechenden akademischen Karriere eine gewisse Nähe zum Sexmilieu gefunden. Er hatte seither viele Mandate in der Motorradbikerszene. Merkwürdigerweise wurde ihm auch von der Bürgerpartei immer öfters wichtige Mandate anvertraut. Zudem verfügte er über ein grosses Beziehungsnetz in der ganzen Strafjustiz.

Nachdem es für Staatsanwalt Willfratt keinen Grund mehr gab, um Kevin Huber in Haft zu behalten, entliess er ihn auf freien Fuss. Er unterliess es, die Bewährungs- und Vollzugsdienste darüber vorgängig zu informieren.

Der Leitende Oberstaatsanwalt Brenner hatte sich trotz seiner markigen Worte gegenüber Hartmann nicht mehr weiter um den Fall gekümmert und erfuhr auch nichts von Hubers Freilassung. Ebenso wenig der Justizvollzug, der nun hätte prüfen müssen, ob Kevin Huber in Sicherheitshaft zu nehmen sei. Das Rückversetzungsverfahren dümpelte vor sich hin. Im Hinblick auf die zumindest theoretische Möglichkeit von Hubers Rückversetzung in den Massnahmenvollzug oder Anordnung einer Suchtmassnahme wurde seine neuerliche Begutachtung angeordnet. So nahm alles seinen ungeordneten Gang.

Als Kevin Huber schliesslich im Rahmen des Rückversetzungsverfahrens vom zuständigen Fallführenden der Bewährungs- und Vollzugsdienste Christian Hiller befragt werden sollte, realisierte Hiller, dass Huber aus der Untersuchungshaft entlassen worden war. Er war an keiner neuen Wohnadresse gemeldet. So nahm Hiller mit Hubers Vater Kontakt auf und liess ihm ausrichten, sein Sohn solle sich beim Amt für Justizvollzug melden, ansonsten er zur Verhaftung ausgeschrieben werde. Leider verlor Hiller den Fall dann aber aus den Augen. Als es schliesslich zu spät war, konnte er nur noch hoffen, dass niemand seine Unterlassung bemerken würde.

Sobald Kevin Huber wieder auf freiem Fuss war, intensivierte er seine gewohnten Aktivitäten, und zwar zusammen mit seinem ehemaligen «Entführungsoffer», welches sich kooperativ und lernfähig zeigte.

5. Ein guter Plan

Pewarski kam mit seiner Arbeit ebenfalls gut voran. Als heikel erwies sich der Bau des Zündmechanismus für die Bombe. Als ehemaliger Infanterist der US-Nationalgarde hatte er zwar eine gewisse Erfahrung im Umgang mit Sprengstoff und Zündmitteln. Ein Experte war er aber leider nicht. Für die Bombenattrappe entfiel dieses Problem natürlich. Teddy Pewarski entschied sich schliesslich, für die echte Bombe auf einen Fernzündmechanismus zu verzichten; zu kompliziert und unsicher. Old Fashioned war immer noch am besten: Einfach die Lunte anzünden und davonrennen.

Da war noch die Frage, wo er seine Bombendrohung platzieren sollte. Ein Brief oder ein Anruf bei der Polizei würde wohl zu wenig Chaos auslösen. So entschied er sich für die Schulverwaltung der Gemeinde. Diese war sicher sofort total überfordert, würde in Panik geraten und diese auf den Kindergarten übertragen. Für den Zeitpunkt des Telefonanrufs wählte er eine halbe Stunde vor Unterrichtsende. Bis der Alarm losging, würden schon einige Mütter auf ihre Kinder warten und die Panik vergrössern. Er hätte zwar noch so gerne das Geschrei der verzweifelten Mütter und verängstigten Kinder und das ganze Durcheinander mit angesehen. Notgedrungen entschied er sich aber, den Telefonanruf von einem Sprechautomaten aus im Hauptbahnhof Zürich zu machen. Um die Sache wirkungsvoll zu lancieren, würde er anschliessend auch noch der Boulevardzeitung und TeleLokal telefonieren. Die Behörden neigten im Gegensatz zu den Medien nämlich leider dazu, eine solche Aktion zu verharmlosen und klein zu reden.

Der anonyme Brief mit seiner Geldforderung sollte dann am Tag nach der Bombendrohung bei der Schulverwaltung eingehen. Da Pewarski überzeugt war, dass es für die Geldzahlung zuerst noch den Druck der zweiten echten Bombe brauchte, plante er die Geldübergabe erst nach der zusätzlich geplanten Drohexplosion. Diese sollte in der Nacht nach der ersten Bombendrohung auf dem Vorplatz direkt vor Rutschmanns Villa erfolgen. Das machte ein zusätzliches Bekennerschreiben nötig, welches er im Briefkasten der Familie Rutschmann deponieren würde. Darin würde er die ganze Familie und insbesondere Sohnmann massiv bedrohen. Herbert Rutschmann sollte zur Zahlung von 1,2 Millionen Euro aufgefordert werden.

Alles Schlag auf Schlag – zuerst die telefonische Drohung, hierauf die Bombenattrappe, dann die Information der Medien, am nächsten Tag die Geldforderung an die Gemeinde, die Explosion der Drohbombe vor Rutschmanns Haus und schliesslich die Geldforderung direkt an Herbert Rutschmann über 1,2 Mio. Euro. So würde er alle gehörig auf Trab halten.

Den Plan für die Geldübergabe musste er erst noch ausarbeiten.

6. Ruhe vor dem Sturm

Zur Abwechslung verlief der Sommer für Hartmut Hartmann ziemlich ereignislos. Da gab es zwar zwei Zellenbrände kurz hintereinander im Gefängnis Horgen, welche aber glimpflich ausgingen. Zudem schien der Grund für die zweite kleine Feuersbrunst der Nachahmungseffekt gewesen zu sein.

Der Amtschef JuV konnte endlich wieder einmal etwas durchatmen und verbrachte geruhssame Ferientage zusammen mit seiner Frau und dem Stiefsohn in ihrem Ferienhaus in der Bretagne. Das Wetter war recht gut. Sobald sie in die Schweiz zurückkehrten, war es aber mit den schönen Sommertagen vorbei.

Ein erstes Mal brach an Mariä Himmelfahrt auf dem Amt grössere Nervosität aus. Die Boulevardzeitung berichtete auf ihrer Website an erster Stelle, ein kürzlich aus dem Massnahmenvollzug entlassener junger Erwachsener habe ein sechzehnjähriges Mädchen brutal mit einer Eisenstange erschlagen. Zum Glück fand der Chef Rechtsdienst Fabian Fink rasch heraus, dass es sich um einen Aargauer und nicht um einen Zürcher Fall handelte. Hartmann setzte sich mit dem zuständigen Amtskollegen Patrice Duiller in Verbindung. Er wollte von ihm wissen, ob er ihm irgendwie helfen könne. Hartmann konnte sich nur allzu gut vorstellen, wie sehr dieser nun unter Druck stand. Es zeigte sich aber, dass im Aargau die Uhren etwas anders als in Zürich tickten. Zudem wurde dort die Bewährungshilfe immer noch von einem privaten Verein durchgeführt, was das Aargauer Justizvollzugsamt im konkreten Fall etwas entlastete. Nun sei aber geplant, den Verein aufzulösen und die Bewährungshilfe in sein Amt einzugliedern, erklärte der Aargauer Kollege. Er bedankte sich für Hartmanns Unterstützungsangebot.

Wenn doch nur in Zürich alles so einfach wäre, dachte sich Hartmann. Im Moment überwog bei ihm und seinen Leuten aber einfach die

Erleichterung darüber, dass sie mit diesem Fall nichts zu tun hatten und für einmal nicht unter Beschuss standen.

Im Moment noch nicht.

7. Huber will grössere Brötchen backen

Kevin Huber war es eigentlich klar, dass er diversifizieren musste. Der Strassenhandel war zwischenzeitlich fest in den Händen der Afrikaner, zu den grösseren Lieferanten hatte er keinen Kontakt. Hier mitzumischen war selbst ihm zu gefährlich. Gerne wäre er ein Crystal Meth-Koch geworden, leider hatte er in Chemie aber nie aufgepasst. Zudem fehlte ihm ein Lehrer und Mentor wie Walter White. Aber so werden wie Jesse Pinkman, das war sein grosses Ziel. Er liebte «Breaking Bad» über alles und hatte die ersten beiden Staffeln der Serie schon zweimal gesehen. Nun wartete er sehnlichst auf die dritte Staffel.

Er erklärte seinem Kumpel, dass sie sich für ein grösseres Ding erstmals genügend Startkapital beschaffen müssten. Was es dann schliesslich sein sollte, war ihm noch nicht ganz klar. Vielleicht eine Entführung oder Erpressung im grossen Stil, vielleicht auch etwas mit vergifteten Lebensmitteln? Oder ein gediegener Überfall auf ein Spielcasino? Oceans's Eleven hatte ihm schon immer gut gefallen. Wohl etwas zu schwierig für ihn.

Für den Start-Coup hatte er bereits einen Plan. Er war die ersten Wochen nach seiner probeweisen Entlassung aus dem Massnahmenzentrum Uitikon im Wohnheim Altengut am Stadtrand untergekommen. Dieses wurde von einem Verein für entlassene Sträflinge betrieben. Mit dem Leiter hatte er sich rasch verkracht, der war ein Riesen-Arschloch. Er hatte aber einmal gesehen, wie der stellvertretende Leiter einem Bewohner Bargeld ausgehändigt hatte, wohl für Kleiderkauf oder Ähnliches. Das Geld hatte der Mann aus dem Tresor im Büroraum des Wohnheimes entnommen. Dort war offensichtlich etwas zu holen. Wohl nicht Tausende, aber genug Eier

für den Kauf einer Pump Action bei einem guten Bekannten. Und damit konnte man dann weitersehen. Für den ersten Überfall mussten das Klappmesser und das Schmetterlingsmesser genügen. Der Leiter war ein Feigling und würde sicher sofort einknicken. Sein Stellvertreter war ganz ok, würde aber kaum anwesend sein. Kevins Kumpel – er nannte ihn Jesse, obwohl eigentlich ja er selber Jesse Pinkman sein wollte - war sofort einverstanden; Hauptsache, er konnte sich sein Crack kaufen.

Der beste Zeitpunkt für ein Überfall sei Sonntagabend um 17.00 Uhr. Dann sei der Leiter schon im Büro und warte ab 18.00 Uhr auf die Bewohner, die ab dann einrücken mussten. Vorher würden der Leiter und sie allein im Haus sein. Und zudem müsste der Tresor dann noch für die ganze Woche voll sein, meinte Huber.

Ihre Ausrüstung, bestehend aus einer übers Gesicht ziehbaren Mütze, Handschuhen und den beiden Messern, war rasch beschafft. Jesse, der Idiot, schnitt allerdings die Augenlöcher in der Mütze zu gross heraus. Zudem hatte er Mühe, das Stellmesser mit Handschuhen aufzuklappen. Und als sie dann am nächsten Sonntag pünktlich um 16.00 Uhr losziehen wollten, stellte Kevin fest, dass Jesse gerade Crack geraucht hatte. Er war bester Laune und voller Energie. Also nichts wie los.

8. Die Bührle Stiftung

Hartmann wollte am selben regnerischen Sonntagnachmittag mit seiner Ehefrau die wunderbare Bührle-Bildersammlung an der Zollikerstrasse an der Grenze zu Küsnacht besuchen. Sie waren schon relativ spät dran und holten zuerst die Mutter seiner Ehefrau, welche selbst eine gute Malerin war, bei ihr zuhause in Herrliberg ab.

Es reichte gerade noch knapp für einen Kurzbesuch, es war so gegen 16.00 Uhr, das Museum würde um 17.00 Uhr schliessen.

Sie betrachteten im Parterre den Knaben mit der roten Weste von Cézanne und diskutierten wie immer, ob Cézanne da der eine Arm

nicht etwas zu lange geraten sei. Sie befanden sich im ersten Stock, als sie plötzlich ein Gepolter aus dem unteren Geschoss und laute Rufe hörten. "Das ist ein Überfall!" sagte Hartmanns Ehefrau, die ein sehr feines Sensorium hatte. Sie zog sich mit ihrer Mutter in die hinteren Räume zurück und überlegte, ob sie aus dem Fenster fliehen könnten. Mit ihrer alten, schon etwas gebrechlichen Mutter war daran nicht zu denken. Hartmut Hartmann hatte ein sehr "gschmuuchtes" Gefühl, begab sich aber Richtung Treppe. Dort sah er von oben schräg herab, dass Leute am Boden lagen und ein maskierter Mann den am Boden liegenden Kassier mit einer Pistole bedrohte. Rufe im Befehlston waren zu hören, so in der Art von "Abliegen" oder "Liegen bleiben". Das fühlte sich sehr schlecht an und Hartmann bekam es mit der Angst zu tun. Er zog sich zu seiner Ehefrau und ihrer Mutter sowie einer Handvoll anderen Leute in einen der hintersten Räume zurück und informierte kurz darüber, was er gesehen hatte. Alle überlegten gemeinsam, ob man nicht sofort mit dem Handy die Polizei alarmieren müsse. "Das sieht aber nicht gut aus, wenn die Räuber zu uns heraufkommen. Und wenn die Polizei zu früh da ist, nehmen die uns noch als Geiseln. Halten wir doch einfach still, bis sie verschwunden sind", wurde von jemandem eingewandt. Das taten sie und einige endlose Minuten verstrichen. Unten war es still geworden, bald einmal kamen aber wieder Lebenszeichen und Töne zu ihnen hoch. Es machte den Anschein, als seien die Räuber abgezogen. Sie näherten sich vorsichtig der Treppe. Vielleicht ein halbes Dutzend Menschen standen und sassen herum, auch eine hochschwängere junge Frau.

Hartmann telefonierte mit seinem Handy auf Nr. 117, der Alarm war aber schon längst herausgegangen. Die Einsatzzentrale sagte, die Polizei sei unterwegs. Hartman erblickte auf dem Treppenabsatz eine Pistole. "Der Räuber hat sie hier abgelegt", sagte der Kassier. Das war merkwürdig, aber beim genaueren Hinsehen war der Grund dafür klar: es war keine echte Waffe, sondern sah wie eine Chäpsli-Pistole aus. Die Räuber wollten damit wohl klarmachen, dass es kein Raub mit echter Waffengewalt gewesen war.

Die Räuber hatten nur wenige Bilder mitgenommen. Der Knabe mit der roten Weste fehlte an der Wand. Es waren nur noch einige durchgeschnittene Drähte zu sehen. Sofort ging unter den Besuchern die Diskussion darüber los, ob der Raub mit besseren Sicherheitsvorkehrungen zu verhindern gewesen wäre.

Hartmanns Schwiegermutter war sehr aufgeregt, aber offensichtlich auch geradezu begeistert, so etwas miterlebt zu haben. Sie erzählte später noch oft davon.

9. Der Raubüberfall

Am selben regnerischen Sommerabend brachen also Kevin Huber und sein Kollege Jesse zu einem weit weniger spektakulären Raub auf. Als sie in der Nähe des Wohnheimes ankamen, sahen sie schon von weitem das offene Fenster des Leiterbüros. Alles perfekt. Wie von Kevin prophezeit war die Haustür offen, weil es immer wieder Bewohner gab, die ihren Schlüssel vergessen oder verloren hatten.

Der Fussboden zum Leiterbüro knarrte unter ihren Schritten. Sie streiften die Mützen über, klappten die Messer auf und zogen die Handschuhe an. Moment, er hatte die Haustüre mit blosser Hand geöffnet. Schnell ging Kevin nochmals zurück und wischte den Türkopf mit einem Papiertaschentuch gründlich ab. Ganz Profi. Jesse schaute verständnislos zu, fragte aber nicht weiter. Er fühlte sich nicht mehr besonders gut, der Crackrausch war am Abklingen.

«Wir klopfen an die Türe. Wenn sie dann geöffnet wird, stossen wir sie mit aller Gewalt zurück», flüsterte Kevin. Er machte dies dann so heftig, dass der Wohnheim-Leiter zu Boden stürzte. Kevin hatte ihn mit der Tür voll am Kopf erwischt. Zudem sass ein völlig verdutzter zweiter Mann im Büro. Offenbar fand gerade ein Aufnahmegespräch statt. Kevin und Jesse brüllten unkoordiniert durcheinander und fuchtelten mit ihren Messern herum. Der Leiter hatte sich zwischenzeitlich wieder erholt und aufgerappelt. Im Umdrehen schleuderte er einen Stuhl gegen Kevin. Das tat weh und Kevin ging

mit dem Messer auf ihn los. Er erwischte den Leiter am rechten Arm, welchen dieser schützend vor seinen Körper hielt. «Was ist denn hier los?» tönte es nun plötzlich von der Türe her. Wie aus dem Nichts war der stellvertretende Leiter aufgetaucht, der um diese Zeit nun wirklich nicht hätte hier sein sollen. «Abflug, sofort!» schrie Kevin, packte Jesse bei den Schultern und stiess ihn vor sich her. Der Stellvertreter wich zur Seite aus, als er die beiden Messer erblickte, und liess die beiden Maskierten passieren.

«Verdammt, das war aber knapp», keuchte Jesse, als sie endlich anhielten und in den 33er-Bus eingestiegen waren.

Es regnete stark. Sie waren völlig durchnässt. «Sag mal, Jesse, wo ist deine Tragtasche? – Du hast sie doch nicht etwa verloren? ... Du verdammter Idiot!» fluchte Kevin mit unterdrückter Stimme. «Viel war da nicht drin, die war nur für das geklaute Geld», beruhigte ihn sein Kumpel. «Aber sicher jede Menge Fingerabdrücke und DNA, du Riesentrottel!» stöhnte Kevin Huber.

10. ROST

«Hast du schon gehört?» fragte Professor Dr. Franz Stadtmann, Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes seinen Vorgesetzten Dr. Hartmut Hartmann. «Sie haben Kevin Huber bereits wieder geschnappt. Er hat sich bei seiner Verhaftung offenbar ziemlich stark gewehrt und musste zweimal getasert werden.»

Wie so oft war Stadtmann am späteren Abend für einen fachlichen und persönlichen Schwatz mit seinem Chef in den dritten Stock hinaufgekommen. Hartmanns Assistentin Bigi Heer, die immer sehr früh zu arbeiten begann, war dann meistens schon nach Hause gegangen, und die beiden Herren waren unter sich.

Hartmann setzte eine gequälte Miene auf. Natürlich hatte er vom versuchten Überfall im Wohnheim Altengut gehört, ebenso, dass der stellvertretende Heimleiter den ehemaligen Heimbewohner Kevin Huber an seiner Stimme erkannt hatte. Zudem gab es DNA-Spuren,

welche Hubers Umfeld zugeordnet werden konnten. Kevin Huber war dann auch noch blöd genug, sich in seine Stammkneipe zu begeben. Dort konnte er verhaftet werden.

«Er soll Thomas Hauser mit einem Messer verletzt haben. Schwerer Raub mit Körperverletzung mit einer gefährlichen Waffe, nicht schlecht. Das ist wieder einmal ein gefundenes Fressen für die Presse», rekapitulierte Hartmann. «Vor einiger Zeit hat mich der Leitende Oberstaatsanwalt wegen Kevin Huber zusammengestaucht. Wir hätten ihn viel zu früh bedingt entlassen. Kurz nach der Entlassung hat er bereits wieder delinquent, du weisst schon, die Geschichte mit der Scheinexekution. Zum Glück hat die Staatsanwaltschaft dann selber geschnitzert und Huber schon bald wieder aus der Untersuchungshaft entlassen. Sie haben aber vergessen, uns rechtzeitig zu benachrichtigen. Wir hätten ihn dann in Sicherheitshaft nehmen müssen, wegen des laufenden Verfahrens zur Rückversetzung in den Massnahmenvollzug.» «Ich bezweifle, dass unsere Leute das gemacht hätten. Nur gut, dass die Bewährungs- und Vollzugsdienste nichts von der Entlassung aus der Untersuchungshaft wussten. Sonst sässen wir wieder einmal mit im havarierten Boot.» antwortete Stadtmann. Er war kein Freund der Bewährungs- und Vollzugsdienste (BVD) und spottete auch immer gerne über das neue BVD-Tool «Gefährdungsanalyse im Vollzug», kurz GAV genannt. Er selber hatte das Instrument ROST (Risiko Operation System Tool) entwickelt, auf welches er sehr stolz war. Er hielt es für geradezu revolutionär, weil es eine dynamische Gefährlichkeitsmessung ermöglichte.

Stadtmann kam sofort zur Sache: «Meine Leute haben Kevin Huber mit ROST gecheckt. Resultat: mittlere bis hohe Rückfallgefahr.» «Und was hätte uns diese Erkenntnis geholfen?» rechtfertigte sich Hartmann, «Du weisst auch, dass eine Massnahme für einen jungen Erwachsenen längstens sechs Jahre dauern darf. Dann müssen wir ihn so oder so gehen lassen. Du wirst ja im Ernst nicht behaupten, eine Umwandlung in eine Verwahrung wäre eine Option gewesen!»

«Warum eigentlich nicht?» antwortete Stadtmann angriffig. Nun wurde es Hartmann zu dumm. «Ich weiss schon, Franz, du möchtest, dass die Strafjustiz vor der Psychiatrie kapituliert!» «Na, na, Hardy, nicht gleich so übertreiben. Aber etwas mehr forensisches Wissen würde euch Juristen tatsächlich nicht schaden», stichelte Stadtmann weiter. «Und etwas mehr Feeling dafür, was ein fairer Strafprozess bedeutet, würde euch Psychiatern und Hellsehern guttun», blaffte Hartmann zurück.

Obwohl ein Aussenstehender etwas anderes vermuten würde: Hartmann und Stadtmann waren sich fast immer einig und wie so oft war es mehr ein sportliches Kräfteressen zwischen den beiden. Hartmann verlor meistens. Wenn es hart auf hart ging, gab der weichere Hartmann meist rasch nach. Er wusste nur allzu gut, was er Stadtmann alles zu verdanken hatte.

Professor Franz Stadtmann war nicht nur ein brillanter Forensiker und Wissenschaftler, sondern auch ein blendender Verkäufer seiner Ideen und beeindruckte insbesondere auch gerne jede Art von Journalistinnen. Er hatte es zudem fertiggebracht, dass man ihn in der Öffentlichkeit stets als Experten wahrnahm. Die operative Verantwortung fiel dabei immer auf Hartmut Hartmann zurück, was diesen manchmal etwas erbitterte. Andererseits war es aber eine bewährte Rollenaufteilung. Hartmann kannte Franz Stadtmann nun schon seit fast 15 Jahren und dank ihm hatte der Zürcher Justizvollzug sehr viel an Prestige gewonnen.

«So wie es aussieht, hat Kevin Huber die Rückversetzung in den Massnahmenvollzug endgültig vermasselt. Er wird den Strafstrest absitzen müssen und oben drauf noch eine saftige neue Strafe erhalten. Ich schätze mal so an die vier bis fünf Jahre. Und vermutlich gibt es zusätzlich noch eine vollzugsbegleitende ambulante Massnahme», dachte Hartmann laut.

11. Das Böse

«Mal sehen, ob wir Kevin Huber therapeutisch erreichen können. Wenn nicht, wird er irgendwann einmal jemanden umbringen», orakelte Stadtmann. «Der hat das Potential für einen ganz Bösen!»

Ich wundere mich immer wieder über dich, Franz!» setzte nun Hartmann neu an. «Dass du als Psychiater vom Bösen sprichst! Das ist doch ein Begriff, der in die Religion, Ethik oder vielleicht Philosophie gehört. Sicher nicht in die Naturwissenschaften.» «Du hast ja schon recht, Hardy. Aber ob es Dir gefällt oder nicht, es gibt tatsächlich Menschen, die von Grund auf böse sind, vielleicht schon von Geburt an. Ohne dass es dafür eine überzeugende Erklärung gibt. Dagegen ist kein Kraut gewachsen», antwortete Stadtmann. «Keine Therapie also?» fragte Hartmann. «Keine Therapie!» echote Stadtmann. «Hoffnungslos, chancenlos, sinn-, aussichts-, zwecklos.» «Dann sind das also die Leute, die man für immer einsperren muss?» fragte Hartmann naiv. «Ganz genau.» «Auch solche, die noch gar kein Kapitalverbrechen begangen haben?!» echauffierte sich Hartmann. «Das ist das Problem von euch Juristen, mein lieber Hardy. Wir liefern euch nur die Grundlagen für eure Entscheide», dozierte Stadtmann. «Spiel nicht den Dummen, Franz, du weißt genau, dass sich kaum je ein Gericht über eines deiner Gutachten hinwegsetzen würde. Tatsächlich präjudizieren eure Gutachten die Gerichtsurteile zu 99%!» seufzte Hartmann. «Das, Hardy, ist ebenfalls nicht das Problem der Forensik, sondern allein der Juristerei. Ihr könnt euch vor eurer Verantwortung nicht drücken.»

Gibt es das Böse?

Kann ein Mensch von Grund auf böse sein? Wird er gar böse geboren? Die biblische Erbsünde würde eigentlich dafürsprechen. Oder wird er gut geboren?

Hartmann war nicht religiös, glaubte aber immerhin, dass ein Mensch nicht an sich böse sei, sondern lediglich seine Gedanken oder Handlungen. Und neben bösen Handlungen gebe es auch immer

wieder gute. Zudem gefiel ihm Jesus Christus definitiv besser als der alttestamentarische strafende Gott.

Rechtsphilosophische Themen beschäftigten Hartmut Hartmann zwar immer wieder von Neuem, aber nie allzu lange. Dann wischte er sie beiseite. Das wollte er auch jetzt tun. Wieder einmal kam ihm aber Stadtmann zuvor. «Weisst Du, Hardy, ich habe in meiner Karriere nicht oft wirklich böse Menschen kennengelernt. Eine Handvoll aber schon. Da ist z.B. Luzius Sommer, der kurz nach seiner Entlassung aus der Verwahrung eine junge Kindergärtnerin umgebracht hat. Oder der Kinderschänder Samuel Leutenegger, der seine vergewaltigten und gequälten Opfer ins Ausland verkaufen oder in Salzsäure auflösen wollte. Und du erinnerst dich: vor einem guten Jahr hat Alfred Koller in der JVA Pöschwies seinen jungen Zellengenossen gefoltert und dann erwürgt. Die letzten beiden habe ich begutachtet, und ich sage Dir, ich habe in einen schwarzen Abgrund geschaut, der sogar mir Angst gemacht hat. Dabei kommt einem das Böse meistens sehr höflich und kultiviert, manchmal auch charmant, intelligent und in seiner inneren Logik schon fast überzeugend entgegen.»

«Vielleicht solltest Du statt von «böse» einfach von «destruktiv» sprechen», meinte Hartmann schliesslich.

Beide Männer schwiegen.

Sind die Medien eigentlich schon am Fall Kevin Huber dran?» fragte Stadtmann. «Zum Glück noch nicht. Wenn die Polizei den Fall nicht grösser macht als er ist: eine kleine Schlägerei nach der Entlassung aus Uitikon und ein missglückter, eher harmloser Raubüberfall nach der Entlassung aus der Untersuchungshaft», antwortete Hartmann. «Gott sei Dank haben die wenigsten Journalisten den Durchblick. Wehe aber, wenn einer die Justizschlampereien entdeckt! Dann müssen wir uns wieder einmal warm anziehen», prophezeite Stadtmann.

«Ich ziehe meinen Wintermantel schon gar nicht mehr aus!» antwortete Hartmut Hartmann müde und frustriert.

12. Besuch bei HAM

Nach 19.00 Uhr verliess Hartmann – ohne Regenmantel – seine Amtsstelle. Es war immer noch warm. Vor dem Eingang stand Adriano Faricelli und rauchte eine Zigarette. Er unterhielt sich mit der JuV-Medienverantwortlichen Helena Marazzi. «Ciao Adriano, salve Helena», grüsste Hartmann die beiden. «Guten Abend, Hardy», antwortete Faricelli. «Ich war heute bei Dir, du warst aber unterwegs. Ich wollte Dir die DVD-Kassette mit der besten Serie aller Zeiten vorbeibringen, «The Wire». Es geht um eine Polizeidepartement in Baltimore.» «Super, ich bin Morgen den ganzen Nachmittag im Büro, komm doch dann vorbei», bat ihn Hartmann. Und mit Helena Marazzi machte er gleich einen Termin für den nächsten Tag ab, um mit ihr die neueste Nummer des internen Mitteilungsblattes «JuV aktuell» zu besprechen.

Anschliessend fuhr Hartmut Hartmann nach Rüslikon, wo er den ehemaligen Direktor der JVA Pöschwies Hans Arthur Müller, auch HAM genannt, besuchte. Hartmann hatte ihn in den Neunzigerjahren gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als Generalsekretär der Justizdirektion kennen und schätzen gelernt.

HAM gehörte zum seltenen Typ Mensch, bei dem man schon von der zweiten Begegnung an das Gefühl hatte, man sei mit ihm schon ewig befreundet. So erging es auch Hartmann. Als Pöschwies-Direktor hatte HAM stets einen sehr guten Zugang zu den schwierigsten Insassen gehabt.

Am liebsten stritten sich damals die beiden, wenn es um die frühzeitige bedingte Entlassung aus dem Strafvollzug und die Voraussetzungen dafür gegangen war. HAM hatte jeweils argumentiert, dass bei einem seiner Meinung nach bedingt zu entlassenden Insassen der Vollzug zwar schwierig und nicht wirklich erfolgreich verlaufen sei und kaum eine gute Prognose gestellt werden könne. Wenn man den Insassen jetzt aber nicht bedingt entlasse, so würde alles nur noch viel schlimmer und der Insasse verschliesse sich definitiv einer immer noch möglichen positiven Entwicklung. Als relativ jungem Juristen

sträubten sich bei Hartmann angesichts einer solchen Argumentation sämtliche Haare. HAM hatte im Ergebnis aber trotzdem fast immer recht. Die Juristerei griff im Justizvollzug tatsächlich oft zu kurz. Hartmann lernte von Müller, dass man manchmal vom Ende her denken muss und die Juristerei nie ein rein deduktiver, logischer und vollständig ergebnisoffener Vorgang sein sollte.

Hans Arthur Müller gehörte noch einer anderen Vollzugsgeneration an, obwohl er nur gut zehn Jahre älter als Hartmann war. Seine Überzeugungen und Haltungen waren tief in den Erfahrungen und Erkenntnissen der Siebziger- und Achtzigerjahre verankert. Je älter Hartmann wurde, umso mehr erkannte er, dass HAM eigentlich recht hatte.

Natürlich konnte man mit HAM wunderbar über Themen wie «Das Böse» diskutieren. Er brachte regelmässig Überlegungen und Sichtweisen ein, die für Hartmann neu und überraschend waren. Zudem beobachtete Müller insbesondere auch Franz Stadtmanns Wirken ziemlich kritisch und bildete so ab und zu einen notwendigen Kontrapunkt zur starken Einflussnahme des Starforensikers auf die Entwicklungen des Zürcher Justizvollzugs.

An diesem Abend überraschte HAM Hartmann mit der Aussage, er glaube schon, dass es – wenn auch nur ganz wenige – wirklich von Grund auf böse Menschen gebe. Und diese müsse man wohl oder übel für immer wegsperren.

Kapitel II: Der böse Mann

13. Pewarski läuft zur Hochform auf

Die Sommerschulferien waren schon seit mehr als zwei Wochen vorbei.

Pewarski hatte sich nach gründlicher Überlegungszeit schliesslich gegen die ursprüngliche Idee entschieden, eine echte Bombe vor Rutschmanns Villa zu zünden. Ob Herbert Rutschmann dann zahlen würde, war doch sehr fraglich. Sicher aber bekämen die Rutschmanns Personenschutz, und eine Entführung des Kleinen als maximale Eskalationsstufe wäre nicht mehr so einfach möglich. Mit einem Kidnapping würde er aber den grösstmöglichen Druck auf Rutschmann Senior erzielen. Dann würde er sicher bezahlen.

Er hatte in den vergangenen Wochen alle wichtigen Orte gründlich rekognosziert, abgefahren und einen exakten Zeitplan erstellt. Sodann plante er die heikelste Etappe jeder Entführung, die Geldübergabe, bis ins kleinste Detail. Über eine Internetplattform mietete er mit gefälschten Papieren eine Ferienwohnung.

Pewarski gefiel sein Plan immer besser. Die Rutschmanns sollten leiden, der Grosskotz von Vater, die Schlampe von Mutter und der widerliche, verwöhnte Kleine. Pewarski war bereit, Junior wenn nötig über die Klinge springen zu lassen. Er freute sich schon jetzt auf die angstvolle Fratze seines kleinen Opfers. Was für ein Gefühl musste das sein: im Gesicht des Kindes gespiegelt zu sehen, wie es spürt, dass es keine Hoffnung mehr gibt und alles vorbei ist. Wie seine Panik schliesslich durch die Todesgewissheit abgelöst wird. Wie der letzte Lebensfunke in seinen Augen langsam erlischt.

Und dann die Verzweiflung der Eltern, anschliessend die allgegenwärtige Trauer und Hoffnungslosigkeit für den Rest ihres erbärmlichen Lebens.

Teddy Pewarski war nun bereit, die Show konnte beginnen.

14. Bombenstimmung

Die Phase 1 startete gut, die Bombendrohung löste im Kindergarten wie erhofft grosses Chaos und Panik aus. Auch das Medienecho war riesig, alle berichteten im grossen Stil. Die Kleinsten und Schwächsten zu bedrohen, das war doch eine kaum mehr zu überbietende Gemeinheit und Schandtat!

Die ganze Zürcher Goldküste war in Aufruhr. Zur Beruhigung der Bevölkerung überwachte die lokale Polizei zusammen mit der Kantonspolizei die Umgebung rund um den Kindergarten und verstärkte auch sonst ihre Präsenz. Die Kinder fanden dies spannend, die Mütter erschreckend. Kaum ein Kind kam mehr zu Fuss zum Kindergarten oder zur Primarschule. Alle wurden in grossen BMW's, Audis, Teslas und Mercedes durch ihre Eltern chauffiert.

Am folgenden Tag wurde in allen Medien berichtet, dass ein Erpresserbrief bei der Schulverwaltung eingegangen sei. Über die Höhe der Geldforderung gab es aber nur Spekulationen. Zudem vertraten Medien und Politiker:innen aller Parteien ganz klar die Meinung, man dürfe solchen Erpressungsversuchen keinesfalls nachgeben.

15. Die Entführung

Teddy Pewarski liess sich einen Tag lang Zeit, um nochmals die Umgebung der Villa auszukundschaften. Alles war ruhig, es gab hier oben keine neuen Sicherheitsmassnahmen. Die Leute waren einfach zu blöd. So schritt er am dritten Tag zur Tat.

Phase 2: Es funktionierte alles wie am Schnürchen. Punkt 12.15 Uhr kamen Mutter und Kind mit dem Familien-Mercedes angerollt. Pewarski hatte sein Auto, einen unauffälligen schwarzen VW Golf, kurz vorher an der Rehalpstrasse in Zürich geklaut. Nun stand er in Fahrtrichtung vor dem Nachbarhaus parkiert, den Kofferraum einen Spalt geöffnet.

Er erblickte das Familienauto der Rutschmanns schon von Weitem und versteckte sich hinter der schwer einsehbaren Hausecke. Als das Kind ausstieg und zur Haustüre sprang, packte er es. Seine Überraschung war so gross, dass es im ersten Moment nicht einmal schrie. Mit roher Gewalt riss er es an sich. Die Mutter reagierte überraschend schnell und stürzte sich mit lautem Gezeter auf ihn. Damit hatte er gerechnet. Er setzte den Elektroschocker ein. Die Frau sackte sofort zusammen und blieb zuckend und wimmernd liegen. Als er mit dem Kind in den Armen um die Ecke zum Auto rannte, sah er, wie sich die Nanny um die am Boden liegende Frau kümmerte.

Der Junge wehrte sich so heftig, dass er den Kofferraum mit ziemlich viel Kraft zuschlagen musste. Natürlich ging das Geschrei weiter. Er fuhr sehr schnell. Nur dumm, dass ihn ein Geschwindigkeitskasten blitzte. Den hatte er beim Rekognoszieren übersehen. Oder war es ein mobiler Apparat, der neu hier stand? Nach genau sieben Fahrminuten hielt er planmässig auf einem einsamen Waldparkplatz an. Dort öffnete er den Kofferraum und klebte dem Jungen als erstes mit reichlich viel Klebeband den Mund zu. Dann fesselte er ihm die Hände auf den Rücken und band die Füsse zusammen. Das Kind war eingewickelt wie ein gut verschürtes Paket.

Pewarski genoss die spürbare Todesangst des Kindes und sah mit Befriedigung, dass es sich eingenässt hatte. Immerhin kontrollierte er sorgfältig, ob es noch genügend Luft bekäme. So einfach ersticken sollte es nun ja auch wieder nicht. Dann fuhr er mit dem Kind im Kofferraum mit dem gestohlenen grauen Opel davon.

Die Polizei löste Grossalarm aus. Nach einer guten Stunde war die Gegend rund um die Rutschmann-Villa grossräumig abgesperrt.

Die Polizei entdeckte zwar schon bald die vom Radarkasten geblitzten Fotos von Pewarskis gestohlenem schwarzen VW Golf, der Fahrer hatte aber eine Mütze und eine Sonnenbrille auf und war nicht zu erkennen. Und vom Kind war nichts zu sehen.

Pewarski war längst Richtung Uznach unterwegs und dann in einem abgelegenen Ferienhaus im St. Gallischen untergetaucht. Den Opel hatte er in der Garage abgestellt, welche einen direkten Zugang zu den Wohnräumen hatte.

Alles war vorbereitet und der Junge hatte sich zwischenzeitlich beruhigt. Dies war vor allem auch 1mg Temesta zurückzuführen, welches Pewarski dem durstigen Kind in Coca-Cola aufgelöst zu trinken gegeben hatte. Pewarski kochte für sich und das Kind Spaghetti mit Tomatensauce. Das Kind trank viel Coca-Cola. Er dürfe zuhause keine Süssgetränke trinken, erzählte es Pewarski.

Er fesselte den Jungen für die Nacht, diesmal aber ziemlich lose. Er jammerte zwar zuerst noch ein wenig, Pewarski hatte ihm aber klargemacht, dass das nichts nütze und er ihn sofort knebeln würde, wenn er zu schreien anfange. Dann legte sich Pewarski ins Bett neben ihm. Das Temesta wirkte beim Jungen wohl immer noch und beide schliefen friedlich ein.

16. Die Geldübergabe

Jetzt galt es, den maximalen Druck aufrecht zu erhalten. Obwohl es Pewarski schwerfiel, noch etwas zuzuwarten, erfolgte seine telefonische Kontaktaufnahme zu Rutschmann erst am nächsten Morgen um 06.30 Uhr in der Früh. Das Telefongespräch durfte nicht länger als eine halbe Minute dauern, damit sein Handy nicht geortet werden konnte. Er nannte die Summe von 1,2 Mio. Euro Lösegeld in Notenbündeln zu 100 und 200 Euro. Dann liess er den Jungen kurz sagen, dass es ihm gut gehe und er nach Hause wolle. Der Kleine machte das sehr gut und weinte wie auf Knopfdruck herzerreissend. Am Schluss kündigte Pewarski einen weiteren Anruf an. Dann werde er bekannt geben, wie die Übergabe ablaufe.

Gegen 14.30 Uhr rief er erneut an. Als erstes sagte ihm Rutschmann, dass die Zeit leider viel zu kurz gewesen sei, um das Geld zu organisieren und bereitzustellen. Damit konnte er Pewarski nicht gross

aus der Ruhe bringen. Er gab Rutschmann eine letzte Frist bis 18.00 Uhr. Danach gäbe es keine Verhandlungen mehr und der Junge sei tot.

Das kleine Kind verhielt sich erstaunlich vernünftig. Es ass Chips, trank noch mehr Coca-Cola, und Pewarski spielte mit ihm das Videogame Battlefield 2. Der Junge hatte offensichtlich Spass daran. Am Nachmittag schauten sie zusammen den Film Zombieland und amüsierten sich gemeinsam. Der Junge hielt sich einige Male die Augen zu. Es wollte seinem Entführer auch nicht sagen, wie es heisse. Pewarski wusste aber natürlich, dass sein Vorname Liam war.

Teddy Pewarski begann, das Kind beinahe gern zu haben. Umso mehr freute er sich aber darauf, den Kleinen nochmals gehörig in Angst und Schrecken zu versetzen. Oder nötigenfalls umzubringen.

Um 15.00 Uhr begann er mit den letzten Vorbereitungen für die Geldübergabe. Er erklärte dem Jungen, dass er ihn bald freilassen würde. Er müsse jetzt aber alles tun, was er ihm sage. Dann packte er seine Tasche, Handschuhe, Elektroschocker, Springmesser, Seil, Sonnenbrille, Mütze und die beiden Handys, beide mit Prepaid-Abonnements, eines von Swisscom und eines von Sunrise. Er sperrte den Kleinen gefesselt und geknebelt in den Kofferraum. Er fuhr los und bezog genau nach Zeitplan sein Versteck nahe beim geplanten Übergabeort. Das hatte er alles schon genauestens rekognosziert und auch eins zu eins abgefahren.

Um 18 Uhr rief er wieder Herbert Rutschmann an. Pewarski befahl ihm, sofort und allein auf die Autobahn nach Winterthur zu fahren. Zudem verlangte er nach seiner Handynummer. Weitere Instruktionen würden folgen. Sechzig Minuten später rief er ihm auf sein Mobile an, dieses Mal mit seinem Sunrise-Handy. Er wollte wissen, wo sich Rutschmann befände. Es war reger Abendverkehr und hatte zu regnen begonnen. Wie erwartet war Rutschmann auf der Autobahn nach Winterthur unterwegs, aber noch nicht bei der Autobahnraststätte Kempththal angelangt. Pewarski wies ihn an, dort anzuhalten. Er werde ihn kontaktieren. Als er ihn wieder anrief, war

Rutschmann gerade angekommen. Pewarski kündigte ihm an, dass er ihm per WhatsApp die Koordinaten einer nahe gelegenen SOS-Haltestelle auf der Autobahn auf sein Handy senden werde. Er solle sofort dorthin fahren, aus dem Auto aussteigen und warten.

Nach wenigen Minuten erreichte Rutschmann das Ziel und hielt neben der SOS-Notrufsäule an. Er verliess sein silbergrauen Jaguar XF und blickte sich um, sah aber niemanden. Plötzlich hörte er ein kurzes, aber lautes «Hierher!». Weit oben auf der hohen Steinmauer zwischen dem dichten Buschwerk entdeckte er einen Mann mit Mütze und grosser Sonnenbrille. Der Mann rief nochmals laut «Hierher!» und Rutschmann näherte sich ihm von unten. Der Unbekannte liess ein Seil hinunter und befahl Rutschmann, daran den Geldkoffer zu befestigen. Dann zog er den Koffer zu sich hinauf und verschwand sofort im dichten Gebüsch.

Rutschmann stieg zitternd und schweissnass in sein Auto ein. Jetzt konnte er nur noch warten und hoffen. Es waren bereits drei zivile Polizeiautos bei der Notrufsäule eingetroffen, alle ohne Alarmsirene. Man wollte den Entführer schliesslich nicht unnötig provozieren. Zwei Polizisten stiegen am Rand der grossen Mauer zum Gebüsch hinauf. Der Entführer war aber über alle Berge verschwunden.

Teddy Pewarski war inzwischen längst bei seinem Opel angelangt. Er packte das Geld vom Koffer in seine Tasche um und liess den Koffer auf dem Parkplatz stehen. Vermutlich war ja irgendwo ein Sender eingebaut. Natürlich checkte er auch noch schnell das Geld. Es war offensichtlich sehr viel, überschlagsmässig sicher eine Million, wie verlangt gebündelt in Hundert- und Zweihundert-Euro-Noten. Dann fuhr er wieder los. Der Junge wartete die ganze Zeit im Kofferraum, ohne einen Ton von sich zu geben.

Er liess den Kleinen schliesslich bei einer Tankstelle aussteigen. Die Versuchung, ihn umzubringen, vielleicht zu erwürgen oder abzustechen, war zwar gross. Schliesslich siegte aber die Vernunft. Pewarski sagte sich: für den Fall, dass doch noch etwas schief laufen sollte, sei es für ihn die bessere Rückversicherung, den Jungen leben

zu lassen. Er genoss es aber, dem gefesselten und völlig verängstigten Kind das Messer an seinen Augen vorbei kurz an den Hals zu halten, bevor er das Klebeband durchschnitt und den Jungen aus dem Kofferraum hievte.

Das Gebiet rund um den Ort der Geldübergabe konnte nicht mehr rechtzeitig abgesperrt werden. Pewarski war sofort weiter in die Innenstadt von Winterthur gefahren, wo er den gestohlenen Opel in einem Parkhaus in der Nähe des Bahnhofes abstellte. Anschliessend spazierte er gemütlich durch die Altstadt zum Bahnhof und bestieg den nächsten Zug nach St. Gallen.

Kurze Zeit später fand die Entführung von Liam Rutschmann ihr glückliches Ende. Das Kind wurde wohlbehalten vor einem Tankstellenshop aufgefunden. Liam hatte sich dem Kassier zu erkennen gegeben.

17. Dumm gelaufen

Teddy Pewarski war sehr überrascht, als er eine gute halbe Stunde später beim Aussteigen aus dem Intercity 13 auf dem Bahnsteig von einer ganzen Horde von Polizisten erwartet, zu Boden geworfen und in Handschellen gelegt wurde.

Offenbar war ein kleiner Sender in einem der Banknotenbündel versteckt gewesen. Er verfluchte sich, dass er sich nicht mehr Zeit für die Kontrolle des Geldes gelassen hatte.

Pewarskis spätes Erkenntnis: Auch der beste Plan nützt nichts, wenn er nicht bis ins letzte Detail sorgfältig umgesetzt wird.

18. Im Gefängnis Pfäffikon

Teddy Pewarski wurde nicht nach Zürich ins Provisorische Polizeigefängnis auf der Kasernenwiese verfrachtet, was der normale Weg gewesen wäre. Er wurde aus Sicherheitsgründen direkt ins Gefängnis Pfäffikon in eine der sechs Hochsicherheitszellen gebracht.

Dort verlangte er als erstes nach einem Arzt. Die Polizisten waren nicht gerade zimperlich bei seiner Verhaftung mit ihm umgegangen. Er hatte sich bei seiner Festnahme eine grosse Beule am Kopf zugezogen. Zudem hatten sie seine Arme überdehnt, als sie ihm die Handschellen auf dem Rücken angelegt hatten. Seine beiden Knie waren aufgeschürft, die Hosen zerrissen. Er wurde medizinisch versorgt und bekam zwei Ponstan-Tabletten.

Pfäffikon galt als eines der sichersten Gefängnisse im Kanton. Eine Woche früher war auch Kevin Huber noch hier gewesen. Dieser hatte sich aber für den vorzeitigen Strafvollzug entschieden und war in die Justizvollzugsanstalt Pöschwies verlegt worden.

Die Medien berichteten intensiv über die Entführungsgeschichte, und immer mal wieder wartete ein Journalist vor dem Gefängnis Pfäffikon, um einen Aufseher anzusprechen. Der Gefängnisleiter, ein alter Hase mit dem Übernamen Popeye, hatte aber seine Leute davor gewarnt, auch nur das Geringste zu sagen.

Als Entführer eines kleinen Kindes war Teddy Pewarski auf der untersten Stufe der Gefängnisinsassen-Hackordnung. Einige Gefangene hatten bereits damit gedroht, den «Kindlifigger» zusammenzuschlagen. Pewarski war aber in Einzelhaft und spazierte deshalb alleine im kleinen Spazierhof. Er bekam häufig Besuch von seinem Rechtsanwalt Tobias Huth. Dieser war einer der bekannteren Strafverteidiger im Kanton, welchem eine grosse Zukunft als Staranwalt in Aussicht stand.

Auch der katholische Gefängnisseelsorger besuchte Pewarski öfters in seiner Zelle. Zudem verlangte Pewarski nach dem Gefängnispsychiater. Beiden erzählte er von seiner unglücklichen Jugend, dem frühen Tod seiner Frau und quälenden Suizidgedanken. Der Psychiater war aus fachlichen Gründen an Pewarski interessiert, der Priester wollte um seine Seele kämpfen. Für Pewarski ein interessantes Spiel.

Zu den Aufsehern war er ausnehmend höflich und leistete ihren Anweisungen immer sofort Folge. Seine Zellenordnung war tadellos, und die Zellenarbeit erledigte er exakt und prompt. Schon in der fünften Haftwoche hatte er sich in die höchste Lohnklasse des Pekuliums¹ emporgearbeitet. Er war ein vorbildlicher Gefangener.

Auch wenn er immer wieder kurzfristig zu einer Einvernahme durch den zuständigen Staatsanwalt Dr. Felix Bollmann gebracht wurde, reklamierte er nie. Auch nicht, wenn er in einer Abstandzelle lange warten musste oder wegen seiner späten Rückkehr ins Gefängnis das Abendessen verpasst hatte. Er zeigte sich vollumfänglich kooperativ und geständig und konnte sich sein eigenes Handeln eigentlich gar nicht mehr richtig erklären. Es kam ihm sodann zugute, dass der kleine Junge offenbar nicht allzu schlecht von ihm gesprochen, die vielen Chips, Coca-Cola und das gemeinsame Videogamen mit ihm erwähnt hatte. Natürlich hätte sein Mandant das Kind nie im Leben umgebracht, betonte Rechtsanwalt Huth. Er und Pewarski würden inbrünstig hoffen, dass es kein Trauma erlitten habe.

Der Verteidiger sah es als Ehrensache an, auch die schlimmsten und bösartigsten Klienten mit vollem Engagement zu verteidigen. Dagegen war natürlich nichts einzuwenden. Bei Pewarski spekulierte er auf verminderte Zurechnungsfähigkeit und auf die gerichtliche Anordnung einer stationären Massnahme. Damit könnte Pewarski in fünf bis zehn Jahren wieder draussen sein. Nach der Kontaktnahme mit Pewarskis Psychiater hoffte der Rechtsanwalt, für seinen Plan bei diesem Unterstützung gefunden zu haben.

19. Lebenslänglich und Verwahrung

Professor Franz Stadtmann wurde als Gutachter bestellt. Und da er nun mal tatsächlich eine Kapazität war, durchschaute er rasch Pewarskis Spiel und durchkreuzte seine Pläne.

¹¹ Pekulium wird das Arbeitsentgelt eines Gefängnisinsassen genannt, welches er für seine Arbeitsleistung erhält. Es betrug damals maximal 33 Franken pro Tag.

An einem der üblichen abendlichen Gespräche mit seinem Chef Hartmut Hartmann vertraute Franz Stadtmann diesem unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, dass Pewarski wohl tatsächlich zur Sorte der von Grund auf bösen Menschen gehöre. Er haben selten einen derart manipulativen, sadistisch und destruktiv veranlagten, hinterhältigen Mann kennengelernt. Zudem handle es sich bei ihm vermutlich um einen Pädophilen. Selbst der zuständige Gefängnispsychiater habe sich bis zu einem gewissen Grad von ihm instrumentalisieren lassen. Natürlich habe er sofort einen Riegel geschoben. Pewarski habe wohl gehofft, dass er auch ihn auf seine Seite ziehen könne. Er, Stadtmann habe sich aber lange nicht in die Karten blicken lassen. Umso mehr sei Pewarski nun über sein vernichtendes Gutachten empört. Sein Anwalt habe sofort ein Ergänzungs- oder Obergutachten von einem anderen Gutachter gefordert, die Staatsanwaltschaft habe dies aber abgelehnt. Im Übrigen habe sein Gefährlichkeitsmessungstool ROST Pewarski in der maximalen Gefährlichkeitsstufe skaliert und Unbehandelbarkeit festgestellt. ROST lasse sich eben nicht überlisten. Es gebe nur eine Lösung: die lebenslängliche Verwahrung.

Hartmut Hartmann teilte Franz Stadtmanns Einschätzung. Die Medien hatten Pewarski zum Monster erklärt. Ein wirklich schlechtes Foto von ihm wurde fast immer zusammen mit einem herzigen Bildchen seines kleinen Opfers – mit verpixelten Augen - gezeigt.

Der Staatsanwalt würde sicher auf Maximalstrafe gehen: lebenslängliche Freiheitsstrafe und Verwahrung. Hartmann predigte zwar immer wieder, dass diese Kombination juristischer Nonsens sei. Erstens sei die Verwahrung keine Strafe, sondern eine sichernde Massnahme nach erfolgtem Strafvollzug. Und zweitens müsse ein zu lebenslanger Freiheitsstrafe Verurteilter zuerst mit guter Prognose aus dem Vollzug entlassen werden, bevor die Verwahrung auch nur theoretisch greifen könne. Wenn die Prognose aber gut sei, so sei eine Verwahrung nicht mehr möglich. Anordnungsvoraussetzung für eine Verwahrung sei eben eine schlechte Prognose. Hartmann war sich

aber ziemlich sicher, dass das Gericht gleichwohl das maximale Doppelpaket anordnen würde: lebenslänglich und Verwahrung. Der Druck der Öffentlichkeit war einfach zu gross.

Immerhin hatten die Staatsanwälte und Gerichte langsam begriffen, dass eine lebenslängliche Verwahrung ohne Möglichkeit auf Prüfung einer vorzeitigen Entlassung gegen EMRK und Bundesverfassung versties. Das hatte das Bundesgericht in einem Leitentscheid deutlich gemacht. Die Gesetzesänderung im Strafgesetzbuch betreffend die lebenslängliche Verwahrung blieb somit toter Buchstabe. Die ordentliche Verwahrung musste genügen und tat es auch.

Was Stadtmann doch ziemlich überraschte, war der Umstand, dass der 37-jährige Pewarski noch keine Vorstrafe aufwies. Bei seiner ausgeprägt sadistischen und pädophilen Veranlagung sei dies eigentlich sehr unwahrscheinlich, meinte Stadtmann. Entweder sei Pewarski bisher nie erwischt worden, oder aber er habe in den USA, wo er bis Ende des letzten Jahrtausends gelebt hatte, seine Identität gewechselt. Eigentlich müsste er schon längst durch Gewaltdelikte, Übergriffe auf Kinder, allenfalls Brandstiftung oder in seiner Jugend z.B. mit Tierquälereien aufgefallen sein. Im Moment liefen noch die Abklärungen mit Fingerabdrücken und DNA. Allerdings gebe es kaum brauchbare Datenbanken bis in die Neunzigerjahre zurück.

20. Koinzidenz

Viele Monate waren verstrichen.

Hartmut Hartmann liess sich regelmässig über den Verlauf des Strafverfahrens i.S. gegen Teddy Pewarski informieren. Ebenso behielt er Kevin Huber im Auge. Er befürchtete, dass die verschiedenen Pannen in diesem Fall dem Justizvollzug noch um die Ohren fliegen könnten.

Es war ein reiner Zufall, dass Kevin Huber und Teddy Pewarski eineinhalb Jahre nach Hubers Verhaftung am selben Tag verurteilt wurden, an einem nebligen Freitag Ende Februar.

Die Gerichtsverhandlung am Bezirksgericht Zürich mit Kevin Huber hatte zu Hartmanns grosser Erleichterung ausser einem Gerichtsreporter keine weiteren Besucher angelockt. Sein Verteidiger Dr. Rodolpho Bergmann schien dies schon fast zu bedauern. Ein Schauspieler hätte gerne ein grösseres Publikum. Gleichwohl konnte er seine Geschichte vom kleinen unglücklichen Jungen, der in schlechte Gesellschaft gerät und der Drogensucht verfällt, ziemlich überzeugend vorbringen. Kevin Huber hatte zudem bereits mit einer ambulanten Therapie begonnen, war nun schon seit über einem Jahr – abgesehen von gelegentlichem Kiffen – clean. Zudem wollte er eine Anlehre als Maler in der JVA Pöschwies beginnen. Vollzugs- und Therapieberichte tönnten ermutigend. Die nochmalige Anordnung einer Massnahme für junge Erwachsene kam zwar nicht mehr in Frage, ebenso wenig eine bedingte Freiheitsstrafe. Wenn das Gericht eine Freiheitsstrafe von fünf Jahren aussprechen würde, so könnte er eine einjährige Anlehre absolvieren, seine Therapie beenden und in weniger als 24 Monaten bedingt entlassen werden, weil ihm die Dauer der Untersuchungshaft auf seine Strafe angerechnet würde. Alles in allem standen die Chancen für seine Resozialisierung recht gut.

Der Gerichtsreporter machte keine grosse Sache daraus. Er war neu in der Branche und übersah die offenkundigen Fehler der Justizvollzugs- sowie der Strafverfolgungsbehörden.

Adriano Faricelli verfolgte den Prozess für das Amt für Justizvollzug. Staatsanwalt Andreas Willfratt war nicht einmal zur Gerichtsverhandlung erschienen. Auch gut.

21. Pewarskis Prozess

An diesem Tag waren sowieso fast alle Gerichtsberichterstatter:innen im Bezirksgericht Meilen, wo der Prozess gegen Teddy Pewarski

stattfand. Hartmann hatte seinen Chef Rechtsdienst Fabian Fink als Prozessbeobachter abdelegiert.

Stadtmann hatte sich mit seinem Gutachten auf der ganzen Linie durchgesetzt. Nach dem Staatsanwalt hatte auch das Gericht ein Obergutachten abgelehnt. Zudem behielt der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes damit recht, dass Pewarski schon früher mit sadistischen Straftaten aufgefallen war. Er war mit seinen Fingerabdrücken in einer Datenbank im US-Bundesstaat South Dakota mit dem Namen Theodor Hawley registriert, wegen Vergewaltigung zweiten Grades, Unzucht mit Minderjährigen und einem üblen Raubüberfall. Er war gegen Kautions freigekommen und dann abgetaucht. Seinen Nachnamen schien er ganz legal gewechselt zu haben. Pewarski war der Mädchenname seiner Mutter.

Teddy Pewarski galt nun also auch hier in der Schweiz als Rückfalltäter. Einmal mehr bewunderte Hartmann den sicheren Instinkt von Franz Stadtmann.

Pewarskis Prozess hatte schon vor zwei Tagen begonnen. Das Beweisverfahren war am Mittwoch und Donnerstag ziemlich problemlos über die Bühne gegangen. Pewarski zeigte sich im Sachverhalt im Wesentlichen geständig. Das Hauptargument von Pewarskis Verteidiger Tobias Huth, Pewarski habe das entführte Kind gut behandelt, konnte Staatsanwalt Bollmann mit Videoaufnahmen der Befragung des jungen Opfers überzeugend widerlegen. Das Kind schluchzte und weinte immer wieder bei der Einvernahme durch eine Spezialistin der Kantonspolizei. Es sprach von seinen damaligen Todesängsten und den Alpträumen nachher. Zudem kam es immer wieder ins Stottern. Da konnte der Verteidiger noch lange behaupten, das Kind sei von seinen Eltern negativ beeinflusst und zudem vor dem Prozess vom Staatsanwalt eingeschüchtert und gegen Pewarski aufgehetzt worden. Zudem beging Pewarski den fatalen Fehler, den Videoaufnahmen mit erkennbar grossem Interesse zu folgen und so etwas wie ein stilles Lächeln zu zeigen. Dies wurde vom Staatsanwalt umgehend Professor Stadtmann zugetragen. Der Starforensiker

schlachtete diese Beobachtung bei der Erläuterung seines Gutachtens schon fast genüsslich aus. Pewarski habe ein offensichtliches Interesse daran, den Jungen leiden zu sehen.

Franz Stadtmann führte in Erläuterung seines Gutachtens überzeugend aus, dass bei Pewarski mangels Behandelbarkeit weder die Anordnung einer stationären noch einer ambulanten Massnahme sinnvoll sei. Pewarski sei aber hochgefährlich, weshalb hier tatsächlich die lebenslängliche Verwahrung in Betracht gezogen werden müsse. Es gelang Stadtmann sogar, Pewarski derart stark zu provozieren, dass dieser schliesslich eine Drohung gegen ihn aussties: irgendwann einmal werde Stadtmann für das alles bezahlen müssen! Der Verteidiger beeilte sich auszuführen, das habe Pewarski nur in ganz allgemeiner Art gemeint. Es sei ja klar: jeder Mensch müsse früher oder später einmal für seine Handlungen geradestehen, auch der Herr Professor Stadtmann.

Für den Freitag waren nun also die Abschlussplädoyers von Rechtsanwalt Tobias Huth und Ankläger Felix Bollmann sowie am späteren Abend die Urteilseröffnung geplant.

Staatsanwalt Dr. Felix Bollmann genoss seinen Auftritt. Er stellte Teddy Pewarski nochmals als monströsen, sadistischen, pädophil veranlagten Verbrecher dar, der mit kluger Planung eiskalt einen kleinen Jungen entführt, zu Tode geängstigt und beinahe umgebracht habe. Die gezeigte Reue sei nur gespielt. Pewarski sei einer der gefährlichsten Verbrecher, welchem er je in seiner Karriere begegnet sei. Da gebe es nur eine mögliche Strafe: eine lebenslängliche Freiheitsstrafe und die lebenslängliche (sic!) Verwahrung.

Pewarskis Verteidiger Rechtsanwalt Tobias Huth stand zum Vornherein auf verlorenem Posten. Sein stärkstes Argument bestand darin, dass Pewarski den Jungen nicht getötet hatte. Wenn man Pewarski, wie von Staatsanwalt Felix Bollmann beantragt, mit einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe bestrafen wolle, so frage er sich, welche Strafe die Richtige wäre, wenn Pewarski das Kind umgebracht hätte. Wohl doch lebenslänglich und Verwahrung. Da Pewarski den

Jungen zudem gut behandelt habe, müsse eine deutlich geringere Strafe als lebenslänglich ausgefällt werden. Er betonte zudem, dass jeder Mensch, selbst wenn er schlimme Taten begangen habe, ein Anrecht auf ein faires Verfahren und ein gerechtes Urteil habe. Es gehe nicht darum, die kochende Volksseele zu besänftigen, sondern eine Tat unter Abwägung sämtlicher relevanten Umstände rechtlich zu würdigen. Für Teddy Pewarski sprächen zahlreiche entlastende Umstände. Diese seien bei der Festlegung des Strafmasses zu berücksichtigen. Pewarski habe nie einen Menschen verletzt oder gefährdet und das Kind stets gut behandelt. Rechtsanwalt Tobias Huth beantragte deshalb eine Freiheitsstrafe von 10 Jahren, ohne Verwahrung. Für den Fall, dass das Gericht eine Verwahrung anordne, komme aus rechtlichen Gründen aber nur die ordentliche und nicht die lebenslängliche Verwahrung in Frage, fügte Huth noch an.

Teddy Pewarski war sich der relativen Hoffnungslosigkeit seiner Situation bewusst. Es konnte nur noch darum gehen, eine möglichst niedrige Strafe zu bekommen und die Verwahrung zu verhindern. Er entschloss sich deshalb auf Rat seines Verteidigers, nochmals Kreide zu fressen und in einem kurzen Schlusswort den reumütigen Sünder zu geben. So bat er die Familie Rutschmann und vor allem den abwesenden kleinen Jungen mit stockender Stimme um Verzeihung. Er habe nun wirklich die nötige Lehre gezogen und wolle seinem Leben eine neue Wendung geben. Das sei er auch seiner alten Mutter schuldig, die ausser ihm niemandem mehr habe. Er hoffe, dass er sie vor ihrem Tod nochmals in Amerika besuchen dürfe. Zudem habe ihm der Gefängnisseelsorger Mut gemacht, dass für reuige Sünder immer Vergebung möglich sei. Darum bitte er.

Vielleicht hatte Pewarski damit ein bisschen zu dick aufgetragen.

Das Gericht hatte sein Urteil schon längst gefällt, als es am späten Freitagabend zur Urteilseröffnung schritt. 17 Jahre Freiheitsstrafe mit anschliessender ordentlicher Verwahrung.

Es hätte auch schlimmer kommen können.

Noch vor den Gerichtsschranken erklärte Teddy Pewarskis Verteidiger Tobias Huth gegen das Urteil des Bezirksgerichts Meilen die Berufung ans Obergericht.

Teddy Pewarski kam nochmals ins Gefängnis Pfäffikon zurück. Sein Verteidiger hatte aber bereits den Antrag auf vorzeitigen Strafantritt gestellt. Die Überstellung Pewarskis in die JVA Pöschwies war nur noch eine Frage der Zeit.

Kevin Huber war bereits am Freitagnachmittag in die JVA Pöschwies zurückgebracht worden.

Hier hätte die Geschichte zu Ende sein können.

War sie aber nicht.

22. (Nicht) Lustig ist das Anstaltsleben

Zusammen mit der abgesessenen Untersuchungshaft hatte Kevin Huber zwischenzeitlich bald einmal einen Drittel seiner Freiheitsstrafe (inkl. Rest der ersten Freiheitsstrafe) abgesessen. Nach Anfangsschwierigkeiten hatte er sich recht gut in der JVA Pöschwies eingelebt. Abgesehen von gelegentlichen Bussen wegen Cannabissmissbrauchs war er nur einmal wegen einer Schlägerei diszipliniert worden. Er war bei den anderen Insassen durchaus beliebt, zumal er immer noch frisch und jugendlich aussah und gegen eine angemessene Entschädigung gerne für die eine oder Handreichung zu haben war: Sex gegen Zigaretten, Cannabis, Alkohol, Rohypnol oder auch Caniphedrin. Das war eigentlich ein Medikament gegen Inkontinenz bei Hunden, eignete sich aber auch für Bodybuilder und als Dopingmittel. Huber trainierte mit einigem Erfolg schon seit längerer Zeit möglichst oft im Kraftraum der JVA. Caniphedrin unterstützte den Muskelaufbau. Ein Aufseher verkaufte diese Pillen heimlich gegen gutes Geld. Er bezog als Hundeführer dieses Medikament direkt über den ärztlichen Dienst der JVA, welchem mit der Zeit die übermässigen Bestellungen auffielen. Ein Hund allein konnte gar nicht so viel pissen.

Kevin Huber hortete zudem Schlaftabletten, welche ihm der ärztliche Dienst schon um 16.00 Uhr unter Sicht abgab. Es war ziemlich einfach, ein ganzes Glas Wasser zu trinken und die Pille trotzdem nicht herunterzuschlucken. Die Pille jedes Mal zuerst zu Pulver zu zermahlen und im Wasserbecher aufzulösen, war allen zu mühsam. Sie um 16.00 Uhr bereits zu schlucken, machte aber einfach keinen Sinn. Dann war Huber um 24.00 Uhr wieder hellwach. So sammelte er sie für einen guten Cocktail, welchen er sich vorzugsweise an einem Sonntagnachmittag genehmigte.

Es gab nichts Öderes als Sonntagnachmittage in einer Justizvollzugsanstalt. Am schlimmsten war es im Frühling.

Nach dem ersten abgesessenen Strafdrittel bestand bei gutem Vollzugsverlauf die Möglichkeit, Hafturlaub zu bekommen. Kevin Huber malte sich schon in den schönsten Farben aus, was er alles machen würde.

23. Man begegnet sich

Kevin Huber und Teddy Pewarski wohnten in verschiedenen Pavillons der grössten Justizvollzugsanstalt der Schweiz, der JVA Pöschwies; Huber im Normalvollzug, Pewarski im Langstrafenvollzug. Sie trafen sich erstmals bei der Arbeit. Sie füllten in einem grossen Werkraum kleine Geschenkpakete mit Beauty-Artikeln für den Massenversand in Privathaushalte ab. Eine langweilige, geisttötende Arbeit. Huber hatte nicht gerade viele Talente. Er interessierte sich zwar für eine Malerlehre, war aber noch in Warteposition. Er startete deshalb vorerst in der Abpackerei. Pewarski war dorthin versetzt worden, weil es mit ihm zuvor in der Buchbinderei Schwierigkeiten gegeben hatte. Zwar hatte Pewarski wie immer sehr exakt und speditiv gearbeitet. Zudem genoss er die Unterstützung des Werkmeisters, welcher seine gute Arbeit zu schätzen wusste. Er versuchte aber immer wieder, mit irgendwelchen Intrigen die Leute hintereinander zu bringen.

Einmal überspannte Pewarski den Bogen definitiv. Ein externer Auftrag, mit welchem er betraut worden war, bestand darin, die sog. Spruchbücher des Bezirksgerichts Dielsdorf zu binden. In diesen Spruchbüchern werden nach alter Väter Sitte in chronologischer Reihenfolge sämtliche Gerichtsentscheide gesammelt, welche das Gericht im Verlaufe eines Jahres gefällt hatte. Der Werkmeister der Buchbinderei hatte dem Gericht eine Offerte mit einem viel niedrigeren Preis offeriert, als es in der Branche üblich war, und hatte so den Zuschlag für den Auftrag erhalten. Immer im Frühjahr galt es nun also in der JVA, alle Dielsdorfer Gerichtsentscheide des Vorjahres zu ordnen und zu binden. Pewarski machte dies äusserst sorgfältig und umsichtig. Irgendwann kam er dann auf die geniale Idee, einige Gerichtsentscheide verschwinden zu lassen. Es waren vielleicht fünfzig Seiten, von ihm nach dem Zufallsprinzip ausgewählt. Pewarski versteckte sie unter seiner Anstaltskleidung und nahm sie in seine Zelle mit, wo er sie nach und nach in kleinen Fetzen das WC hinunterspülte. Das Fehlen der Seiten fiel niemandem auf.

Pewarskis Plan bestand darin, einem lokalen TV-Sender die Geschichte mit den verschwundenen Gerichtsentscheiden zu stecken. Dies liess sich problemlos über die den Insassen zugänglichen Anstaltstelefone machen.

Der Sender brachte den Primeur. Die Aufregung war gross. Sämtliche Medien im Kanton berichteten von diesem neuen Justizskandal. Man rieb sich ungläubig die Augen und fragte sich, wie dumm die Justiz eigentlich sei, einem Hochkriminellen höchst vertrauliche Unterlagen wie Gerichtsentscheide zu überlassen. Der Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog und sein Chef Hartmut Hartmann standen einmal mehr wie die Idioten da. Wenig Freude hatte auch Justizdirektor Martin Paul Nauer. Er schaltete wieder einmal auf Krisenmodus.

24. Die bessere Geschichte

Dementsprechend trafen sich die beiden Kommunikationsverantwortlichen der Justizdirektion und des Justizvollzugsamtes Mike Rüeggsegger und Helena Marazzi, zusammen mit ihren Chefs, Generalsekretär Christoph Spring, JuV-Chef Hartmut Hartmann sowie Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog zu einer Krisensitzung. Die JuV-Kommunikationsfachfrau Marazzi bat Franz Stadtmann um Unterstützung, da er über den besten Draht zu den Medien verfügte. Er war immer gerne dabei, wenn etwas Interessantes abging. Der Mediensprecher der Justizdirektion, Mike Rüeggsegger, war sowieso Feuer und Flamme für die neue Geschichte. Ihm konnte ein Thema gar nie heiss genug sein. Das verhiess Spannung und Action. Die normale, tägliche Behördenkommunikation empfand er als ätzend langweilig. Hartmanns stete Bemühung, alles herabzukochen und schönzureden, beurteilte nicht nur Rüeggsegger als wenig zielführend. «Offene, schnelle und brutale Kommunikation», war sein Motto.

Rüeggsegger war überzeugt, dass man einfach gute Geschichten erzählen müsse. Langfädige, schwer verständliche Entschuldigungen und Erklärungen, warum es zum Fehler, der eigentlich gar keiner sei, gekommen sei, hielt er für kontraproduktiv.

Amtschef Hartmann konnte es dann in einem längeren Interview mit der gediegenen Tageszeitung doch nicht lassen, darauf hinzuweisen, wie wichtig sinnvolle Gefangenearbeit sei. Sie sei ein unverzichtbares Element der Resozialisierung. Die Zeit des Tütenklebens und Korbflechtens sei definitiv vorbei. Die Arbeitsverantwortlichen der Gefängnisse hätten immer wieder gute und innovative Ideen. Sie versuchten, für die Gefangenen etwas Gutes aus der Haftsituation zu machen, interessante Arbeit für sie zu akquirieren und ihnen auch neue Lernfelder anzubieten.

Das kam beim Publikum mässig gut an. Im Blog zum Interview herrschten die kritischen und spöttische Kommentare vor. Das alles sei ja gut und recht, vielleicht sei es aber einfach nötig, nicht die

Gefangenen, sondern die Aufseherei besser zu schulen, meinte ein Leser. Rüeeggsegger hatte seinerseits mit der Aussage, es geben eben Gefangene, die schlauer als die Aufseher seien, für internen Ärger gesorgt.

Auch dieses Mal vertrat Rüeeggsegger die Auffassung, es gebe nur die Flucht nach vorn, rasche und rücksichtslos offene Kommunikation. Wie meistens wurde er in dieser Haltung von Franz Stadtmann unterstützt; dementsprechend schloss sich auch Helena Marazzi zögernd dieser Meinung an. Hartmann wollte wissen, was das konkret nun heisse. Der Generalsekretär hielt sich einstweilen noch zurück. «Die Geschichte ist zu gut», erklärte Rüeeggsegger. «Wir dürfen sie nicht klein reden. Wichtig ist einfach die Botschaft, dass niemand zu Schaden gekommen ist. Pewarski hat alles die Toilette hinuntergespült. Dieses Bild müssen wir uns zu eigen machen. Als Videojournalist würde ich meinen Bericht in zwei Teile aufteilen: er beginnt mit einem Insassen-WC, in welches Papierschnitzel heruntergespült werden, das wird nach dem ersten Teil wiederholt, und schliesslich endet der Beitrag mit dieser Sequenz, immer begleitet von einem kräftigen Spülton. Unsere Botschaft: lustig, lustig - spülen!!

Das gefiel nun tatsächlich auch Generalsekretär Spring, Amtschef Hartmann und sogar Direktor Herzog. Doch wie sollte man die Idee umsetzen? Rüeeggsegger schlug vor, den ihm gut bekannten Videojournalisten Ambros Häberling von TeleLokal in die Pöschwies für einen Bericht vor Ort einzuladen und ihm die Insassen-WC-Spülung als geeignete Eingangs-, Übergangs- und Schlusssequenz schmackhaft zu machen. Er, Rüeeggsegger sehe es zudem als seine persönliche Aufgabe und Herausforderung an, in einem witzigen Communiqué die Spülidee adäquat umzusetzen.

Alle Beteiligten waren damit einverstanden, und auch der Justizdirektor gab sein Plazet.

Es zeigte sich, dass Rüeeggsegger Idee gut funktionierte. Sie blieb als Haupteindruck des längeren Pöschwies-Berichts von TeleLokal zurück. Selbst in einer kantonsrätlichen Anfrage an den Regierungsrat

wurde sie vom anfragenden Kantonsrat der Bürgerpartei aufgenommen. Dieser monierte mit seiner parlamentarischen Anfrage («Einfach spülen?»), der schwerwiegende Vorfall in der Pöschwies könne nicht einfach die Toilette hinuntergespült werden. Es brauche nun eine gründliche Untersuchung des Lotterlebens in der JVA Pöschwies. Damit hatte er das «Lustig-lustig-Spülen-Narrativ» übernommen und seiner Anfrage gleich selbst die Zähne gezogen. Was blieb, war das Bild vom WC, in welchem die Gerichtspapiere verschwanden.

25. Der gemeinsame Feind

Teddy Pewarski war vom Sicherheitschef der JVA Pöschwies, Jürg Christoffel, rasch als mutmasslicher Täter des Aktenklaus ausfindig gemacht worden. Er wehrte sich gar nicht gross gegen die Vorwürfe, sondern inszenierte sich als Whistleblower. Sein Anwalt Rodolpho Bergmann trat in Pewarskis Namen sogar in einer Talkrunde des lokalen Fernsehsenders auf und beklagte, wie wenig der Datenschutz in der JVA Pöschwies gelte.

Teddy Pewarski wurde von Direktor Herzog sanktioniert und sinnigerweise mit 14-tägigem Fernsehentzug bestraft. Zudem wurde er von der Buchbinderei in die Abpackerei versetzt.

Pewarskis Werkmeister war sehr enttäuscht und fühlte sich persönlich von ihm hintergangen, was diesem ziemlich egal war.

Pewarskis Ansehen unter den Mithäftlingen wuchs aber sprunghaft. Wer die Anstaltsdirektion derart vorführte, musste ein wilder Bursche sein und verdiente Hochachtung. Sogar der wortkarge alte Bankräuber Heinz Wolfensberger, der nun schon seit zehn Jahren in der Verwahrung festsass, zollte ihm Respekt. Pewarski hatte es zudem fertiggebracht, sich als Opfer einer Justizintrige darzustellen. Nicht wenige glaubten ihm inzwischen, dass er dem Rutschmann-Kind nicht das Geringste angetan habe. Vielmehr sei es freiwillig mit ihm mitgekommen, habe zwei lustige Ferientage mit Spielen und

McDonalds-Food bei ihm verbracht, während Pewarski seinen fiesen Vater erpresste. War doch wirklich ein clever ausgedachter Plan!

Ein anderer Zufall sorgte dafür, dass Teddy Pewarski für Kevin Huber ein Vorbild und später zu seinem Mentor wurde. Huber hatte nämlich seine eigene Vorgeschichte mit dem schwer reichen Industriellen Herbert Rutschmann.

Hubers Exfreundin Norma Eisenring hatte vor ungefähr fünf Jahren für kurze Zeit bei der Familie Rutschmann als Haushalthilfe und Nanny gearbeitet. Für 12 Stunden am Tag und während sechs Tagen die Woche sei sie mit einem absolut lächerlichen Stundenlohn von 18 Franken brutto bezahlt worden, behauptete Huber. Die Dame des Hauses sei hochnäsiger und arrogant gewesen, das Baby übermühsam und ständig am Schreien, der Vater ein tyrannischer Lüstling. Aus heiterem Himmel sei Norma von der Hausherrin plötzlich beschuldigt worden, ihr ein auf einer Ablage im WC abgelegtes Goldarmband gestohlen zu haben. Der wirkliche Grund dafür sei aber gewesen, dass Herbert Rutschmann auf Norma scharf gewesen sei und ihr nachstellte. Dann habe er aber auf Druck seiner Frau kurzen Prozess gemacht und Norma mit Schimpf und Schande aus dem Haus geworfen.

Kevin Huber wollte alsdann Rutschmann zur Rede stellen und erschien spät abends an dessen Wohnort. Er verlangte für seine Freundin einen vollen Monatslohn und zusätzlich 1000 Franken Genugtuung. Rutschmann drohte mit der Polizei. Kevin Huber liess sich aber nicht so leicht einschüchtern. Inzwischen hatte jedoch Rutschmanns Frau die Polizei alarmiert, welche innert kürzester Zeit am noblen Villensitz auftauchte. Sie nahm Huber auf den Polizeiposten mit. Da er keinen Widerstand leistete, Rutschmann nicht angegriffen und sein Haus nicht betreten hatte, verlief die Anzeige gegen ihn wegen Hausfriedensbruch und Drohung im Sand.

Huber hatte natürlich mit grosser Schadenfreude die Medienberichterstattung über die angebliche Entführung von Rutschmanns

Söhnchen mitverfolgt. Er war überzeugt, dass Herbert Rutschmann letztlich auch Pewarski hereingelegt hatte.

Und nun lernte Kevin Huber also diesen mutigen Mann persönlich kennen. Er zollte ihm schon beim ersten Kontakt grossen Respekt und machte deutlich, dass er Pewarski jederzeit für jeden erdenklichen Job oder Gefallen zur Verfügung stehe.

Pewarski erkannte Kevin Hubers Potential sofort. Zu Hubers Freude wurden sie bald beste Freunde.

26. Das Vorbild und sein Nachahmer

Von Teddy Pewarski stammte dann auch die gute Idee, in die Geschenkboxen, welche er und Huber im grossen Werkraum abpackten, einen kleinen Brief hineinzuschmuggeln. Darin sollte sich Kevin Huber der Geschenkeempfängerin als verständnisvoller Gefängnisfreund anpreisen. Mit Hilfe von Pewarskis Formulierungskünsten stellte er sich als jungen, durchtrainierten, träumerisch veranlagten Outlaw dar. Er sei nur wegen seiner schwierigen Jugend in schlechte Gesellschaft geraten und dann ins Gefängnis gekommen. Er sehne sich nun nach einer liebevollen Freundin, die gerne auch etwas älter als er sein dürfe. «Bitte Schreib mir: Kevin Huber, JVA Pöschwies, 8105 Regensdorf. Ich werde Dir sofort antworten.»

Die Briefchen waren gut versteckt, beim Auspacken der Beauty-Artikel aber nicht zu übersehen. Huber verteilte während zwei Tagen mindestens zwei Dutzend Briefchen in die Pakete, was niemandem weiter auffiel. Es war zwar etwas mühsam, alle Briefe von Hand zu schreiben. Pewarski erzählte ihm dafür seine eigene Geschichte mit dem Grossindustriellen Rutschmann, und die war auch nicht ganz ohne.

Herbert Rutschmann war u.a. auch Inhaber der Kiesco AG, einem Unternehmen für Kies, Zement und Beton. Vor sieben Jahren war Pewarskis damalige Ehefrau Kirstin mit ihrem Auto nach Hause

unterwegs. Völlig überraschend sei aus einer Werkausfahrt ein grosser Lastwagen der Firma Kiesco auf die Hauptstrasse abgebogen und habe Kirstin brutal abgeschossen. Sie habe keine Chance gehabt. Sie sei zwar noch ins Spital eingeliefert worden, ihre Beine seien aber völlig zerquetscht und mehrere innere Organe schwer verletzt worden. Sie sei nach dem Unfall noch bei vollem Bewusstsein gewesen, habe schreckliche Schmerzen gehabt und wie ein Tier geschrien. Obwohl Pewarski nicht selber dabei gewesen war, schilderte er die Umstände des Unfalls und die Art ihrer Verletzungen in aller Ausführlichkeit in einem sogar für Huber schwer erträglichen Präzisionsgrad.

Geradezu rührselig war die Geschichte, wie Pewarski stundenlang am Spitalbett seiner sterbenden Frau gesessen und ihre immer wieder zuckende Hand gehalten habe, bis sie schliesslich unter leisem Stöhnen ihren letzten Atemzug ausgehaucht habe. Pewarski habe ihr und sich am Totenbett geschworen, an Herbert Rutschmann Rache zu nehmen.

Der Lastwagenfahrer habe natürlich jede Schuld abgestritten. Sein Chef Rutschmann sei mit einem ganzen Heer von Rechtsanwälten aufgefahren. Diese hätten auch veranlasst, dass bei Kirstin eine umfassende Untersuchung auf Drogen aller Art gemacht worden sei. Da in ihren Haaren Kokainspuren nachweisbar gewesen seien, habe man die ganze Schuld auf sie abgeschoben. Nicht einmal für seinen schönen roten Nissan GT-R, welcher Totalschaden erlitten hatte, sei ihm auch nur einen Franken bezahlt worden. Im Gegenteil sei der ganze Sachschaden am LKW über seine Haftpflichtversicherung abgewickelt worden, da er der Autohalter gewesen sei. Das habe einige Zehntausend Franken gekostet. So habe er am Ende für sein neues Auto auch noch eine höhere Haftpflichtversicherungsprämie bezahlen müssen.

Herbert Rutschmann habe ihm jeden direkten Kontakt verweigert und stets nur auf seine Anwälte weiterverwiesen. Er habe dann seine eigenen Recherchen über Rutschmann angestellt. Dabei sei herausgekommen, dass Rutschmann in Italien mit der Mafia

zusammenarbeite. Zudem sei gegen ihn in Holland auch schon wegen verbotener Entsorgung von Sondermüll ermittelt worden. Und eine seiner Fabriken in Belgien sei in einen grossen Abwasserskandal verwickelt, welcher sogar Menschenleben gekostet habe. Mit anderen Worten: Rutschmann sei ein korrupter Schweinehund, Mafioso, Umweltverschmutzer und Mörder.

Je länger sie über Rutschmann sprachen, umso mehr wurde er zu ihrem gemeinsamen Feindbild. Sie folterten ihn in ihrer Fantasie auf alle nur erdenklichen Arten. Und am Schluss erstickte er jeweils an eigenem Blut oder an seiner Zunge.

Doch wie sollten sie ihren Rachefeldzug gegen Rutschmann führen? Als erstes mussten sie aus dem Knast herauskommen. Das war eine schwierige Aufgabe. Andererseits standen die ersten Hafturlaube für Kevin Huber bevor. Das verschaffte ihm einen gewissen Handlungsspielraum. Für Pewarski waren aber keinerlei Vollzugslockerungen absehbar. Für ihn brauchte es einen anderen Plan.

Teddy Pewarski begann, mit Kevin Huber verschiedene Szenarien zu entwickeln. Vor ihrer grossen Rache an Rutschmann mussten sie zuerst einmal an möglichst viel Geld kommen. Wenn sie dann Rutschmann kaputt gemacht hätten, würden sie in Pewarskis Heimat, die USA fliehen, und dort mit dem vielen Geld ein geiles und bequemes Leben führen. Pewarski schwärmte Huber von den unbegrenzten Möglichkeiten und Freiheiten vor, welche man immer noch im mittleren Westen habe; Wyoming, Kansas, Colorado, oder im Süden in Arizona, Texas, New Mexiko. Dort sei es völlig normal, wie Dirty Harry mit einer Magnum im Schulterhalfter oder mit einer umgehängten AR-15 herumzulaufen. Alles sei spottbillig, für 500 Dollar könne man eine gute Knarre und für 800 Dollar ein Sturmgewehr kaufen. In der Schweiz koste es dreimal so viel, und hier sei natürlich alles nur gegen Waffenerwerbsschein zu bekommen. Zudem seien bei uns im Schwarzhandel die Preise sowieso viel zu hoch.

Huber dachte sofort an Albuquerque, wo seine Lieblingsserie «Breaking Bad» spielte. Ja, dort musste er hin, an die Margo Street zu Jesse Pinkmans Haus. Scharfe Frauen wie Jesse's Freundin Jane seien dort im Dutzend zu haben, versprach Pewarski.

Kevin Huber träumte von wilden Drogenorgien mit hartem Sex.

27. Brieffreundschaften

Es ging nicht allzu lange, bis sich eine erste Empfängerin der Geschenkbox über Hubers Briefchen beschwerte. Und natürlich tat sie dies nicht bei der JVA Pöschwies, sondern sie wandte sich direkt an die Boulevardzeitung. «Der neue Justizskandal» schaffte es zwar nicht auf die Frontseite, aber immerhin auf die dritte Seite mit einem grösseren Artikel, Fotos von Kevin Huber, des Opfers und von Staatsanwalt Andreas Willfratt als ehemaligem Ankläger von Huber. Zudem gab es ein kleines Schwarzweissfoto von Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog. Als Aufhänger der Geschichte diente die entsetzte Briefempfängerin, welche seither von Alpträumen gequält sein wollte. Sie befürchtete zudem, dass sie von Huber nach seiner Entlassung einen ungebetenen Besuch erhalten könnte. Kurzum, sie hatte Todesangst. Dass Huber bald einmal Hafturlaub erhalten würde, wussten sie und die Boulevardzeitung glücklicherweise nicht. Staatsanwalt Willfratt zeigte sich befremdet über die mangelnde Überwachung in der Strafanstalt, und der stellvertretende Chefredaktor der Boulevardzeitung erinnerte in einem Kurzkommentar daran, dass es nun innert kurzer Zeit bereits zum zweiten Mal zu einem solchen Fall in der JVA Pöschwies gekommen sei; Lernfähigkeit gleich null. Der Justizdirektor habe ein Personalproblem.

Der Pöschwiesdirektor hatte sich noch nicht geäussert, sondern auf die «auf Hochtouren laufenden Abklärungen» verwiesen.

Regierungsrat Martin Paul Nauer war not amused, wusste aber aus langjähriger Erfahrung, dass sich solche «Unfälle» kaum verhindern

liessen. Sein Mediensprecher Mike Rüeggsegger riet dieses Mal dazu, den Fokus der Geschichte zu verschieben. Brieffreundschaften von Gefängnisinsassen mit Frauen, welche erst im Verlauf des Strafvollzugs entstünden, seien ein interessantes Thema. Schwere Kriminelle würden offenbar auf brave Schweizer Frauen eine grosse Anziehungskraft ausüben. Und zudem gebe es nichts Besseres als Sex and Crime. Professor Franz Stadtmann sekundierte ihm mit dem Vorschlag, mit einer Journalistin der Sonntagszeitung hierzu ein ausführliches Interview zu führen. Ein Hintergrundbericht mit facts und figures würde das Ganze abrunden.

Das funktionierte tatsächlich recht gut und die Geschichte war glücklicherweise rasch wieder vergessen. Sie führte lediglich nochmals zu einer zweiten kantonsrätlichen Anfrage desselben Kantonsrates der Bürgerpartei mit dem Titel: «Einfach spülen zum Zweiten?».

Unterdessen bekam Kevin Huber von einer Geschenkkempfängerin einen Antwortbrief. Sie bedankte sich herzlich für seine netten Zeilen. Sie würde ihn sehr gerne einmal im Gefängnis besuchen kommen, schrieb sie ihm. Sie legte ihrem Brief zwei Fotos bei, welche eine elegante, nicht mehr ganz junge Dame zeigten. Huber freute sich besonders über die dazugelegten 50 Franken. Er bewahrte den Brief bei seinen Sachen auf. Man konnte ja nie wissen, wozu das Ganze noch gut sein könnte.

Er wurde schliesslich von der Direktion nur mit einem Verweis verwarnt. Eigentlich gebe es für eine Bestrafung gar keine richtige Rechtsgrundlage, meinte Fabian Fink, Chef Rechtsdienst des JuV. Immerhin wurde das Pekulium für einen Monat wegen schlechter Arbeitsleistung massiv herabgesetzt. Kevin Huber kümmerte das aber nicht weiter. Die Aktion hatte ihm im System zusätzliches Prestige verschafft und mancher Insasse klopfte ihm anerkennend auf die Schultern.

Da die Direktion und der Sozialdienst der JVA Pöschwies vermuteten, Pewarski habe schlechten Einfluss auf Huber ausgeübt und für die

Versandaktion Pate gestanden, wurde Kevin Huber rascher als geplant in die Malerei versetzt. Dort konnte er nun mit seiner Anlehre beginnen.

28. Vollzugslockerung

Eine Bewilligung für Hafturlaube wurde Gewalt- und Sexualstraftätern erst nach einem aufwändigen und langwierigen Verfahren erteilt. Nach der Einreichung von Kevin Hubers Gesuch kam vorerst die sog. «Fachkommission zur Überprüfung der Gemeingefährlichkeit von Straftätern» zum Zuge. Dieses aus Vertretungen der Strafverfolgung, der Psychiatrie und des Justizvollzugs zusammengesetzte Fachgremium des Ostschweizer Strafvollzugskonkordates hatte mit einer unabhängigen Aussensicht zur möglichen Gefährdung von Drittpersonen und damit zur Verantwortbarkeit einer Vollzugslockerung Stellung zu nehmen. Die Kommission stützte sich dabei auf allfällige Gutachten, Vollzugs- und Therapieberichte ab. Sie wurde von einem fachkundigen juristischen Sekretariat unterstützt, das beim Chef Rechtsdienst von Fabian Fink angesiedelt war.

Kevin Hubers Anwalt Rodolpho Bergmann hatte schon frühzeitig angekündigt, er ziehe diesen Fall wenn nötig bis vors Bundesgericht weiter, sollte Huber von der Fachkommission nicht angehört und ihm der Urlaub verweigert werden. Damit läge nämlich eindeutig eine Verweigerung des rechtlichen Gehörs sowie ein Verstoss gegen die Fairness im Verfahren vor. Mit dieser Meinung war Rechtsanwalt Bergmann übrigens keineswegs allein. Zwar handelte es sich beim Beschluss der Fachkommission formell nur um eine Stellungnahme zuhanden der Vollzugsbehörde, welche darauf abgestützt entschied. Selbst Hartmann musste aber zugeben, dass die Bewährungs- und Vollzugsdienste so gut wie immer den Empfehlungen der Fachkommission folgten. Faktisch war die Stellungnahme der Fachkommission immer gleichbedeutend mit dem Entscheid der Bewährungs- und Vollzugsdienste.

Rechtsanwalt Bergmann wurde enttäuscht, die grosse Bühne wurde ihm einmal mehr verweigert, das Urlaubsgesuch wurde durchgewunken. Alle Berichte fielen zu Gunsten von Kevin Huber aus. Die Briefversand-Affäre wurde nicht weiter zu seinen Ungunsten gewertet. Der Sozialdienst der Pöschwies sah darin sogar eher eine kreative und harmlose Möglichkeit, um soziale Kontakte zu knüpfen. Nach langen drei Monaten gab die Fachkommission schliesslich eine positive Stellungnahme ab. Sie befürwortete zuerst zwei begleitete Urlaube, dann drei unbegleitete achtstündige und schliesslich 24-stündige, immer ein Mal pro Monat. Hubers Freude war gross. Pewarski freute sich mit ihm.

Die ersten beiden begleiteten Urlaube im August und September empfand Huber als ziemlich öde: mit dem Zug nach Zürich fahren, dort Kleidershopping und anschliessend zuhause gemeinsames Mittagessen mit seinem Vater. Dann eine kurze Schifffahrt auf dem Zürichsee und wieder zurück nach Regensdorf. Nicht einmal ein Drink an der Langstrasse lag drin. Zudem war beide Male das Wetter eher schlecht. Ein Aufseher folgte ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen. Aber Huber wusste: er musste sich absolut korrekt benehmen, sonst würde er keine unbegleiteten Urlaube bekommen.

29. Mittagessen mit Staatsanwalt Willfratt

Staatsanwalt Andreas Willfratt war etwas älter als Justizvollzugschef Hartmut Hartmann und zählte schon langsam die Monate bis zu seiner Pensionierung. Sie kannten sich seit vielen Jahren. Ein erstes Mal hatten sie Mitte Neunzigerjahre miteinander zu tun gehabt, als Hartmann noch Generalsekretär des damaligen Justizdirektors Max Fuchsberger war. Willfratt war schon damals ein sehr erfahrener und umsichtiger Strafverfolger.

Willfratt und Hartmann waren sich sofort sympathisch, zumal sie gewisse Ähnlichkeiten in ihren privaten Lebensläufen entdeckt hatten. Beide waren in zweiter Ehe verheiratet, hatten keine eigene Kinder,

dafür aber Stiefkinder, welche die jeweils zweite Partnerin in die neue Ehe eingebracht hatte. Hartmann hatte einen Stiefsohn, damals noch 9-jährig, Willfratt eine Stieftochter von 17 und einen Stiefsohn von 12 Jahren. Sie stellten übereinstimmend fest, dass sie auf Grund ihrer Erfahrungen mit den Stiefkindern keine allzu grosse Lust auf eigene Kinder verspürten. Andreas Willfratt, der seine Ambitionen auf eine Stelle als Leitender Staatsanwalt oder Oberstaatsanwalt noch immer nicht ganz aufgegeben hatte, war zudem an Informationen aus der Entourage der Justizdirektion und des Regierungsrates immer sehr interessiert. So hatte es sich eingebürgert, dass sie sich zwei- bis dreimal pro Jahr zu einem Mittagessen trafen, meist im King's Cave beim Central oder im Emilio beim Stauffacher, manchmal auch im Clipper bei der Sihlpost. Oder bei einem Chinesen. Willfratt liebte chinesisches Essen.

Hartmann hatte sich aufgrund der aktuellen Ereignisse bei Willfratt gemeldet, welcher sich sofort und unaufgefordert für sein Statement in der Boulevardzeitung entschuldigte. Seine Aussage sei völlig verkürzt wiedergegeben worden. Er habe nicht gesagt, dass ihn die mangelnde Überwachung in der JVA befremde, sondern, dass es für Aussenstehende sicher befremdlich sei, wenn sie von solchen Ereignissen hörten. «Schnee von gestern», meinte Hartmann. «Da habe ich grössere Sorgen.» Er wollte nämlich von Willfratt wissen, wie dieser Kevin Huber einschätze. «Schwer zu sagen, Hardy», meinte Willfratt vorsichtig, «aber ein gutes Gefühl habe ich bei diesem Kerl wirklich nicht. Einerseits scheint er nicht gerade der Hellste zu sein. Zudem ist er eindeutig polytoxikoman. Der schluckt, raucht, inhaliert und spritzt nun wirklich alles, was man irgendwie zu sich nehmen kann. Er ist ein total schräger Typ. Ich traue ihm eigentlich fast alles zu. Gleichzeitig hat er eine nicht unsympathische Seite, aber Empathie ist für ihn todsicher ein Fremdwort.» Das tönte nun nicht gerade ermutigend.

Hartmann wusste vom Hauptabteilungsleiter der Bewährungs- und Vollzugsdienste und Vollzugsdienste, seinem Stellvertreter Hanspeter

Matzinger, dass die Bewährungs- und Vollzugsdienste Kevin Huber seinen ersten unbegleiteten Urlaub bewilligt hatten. «Warum fragst Du?» sondierte Willfratt vorsichtig. Hartmann sagte es ihm geradeheraus und beobachtete seine Reaktion genau. «Ich weiss nicht, ob das wirklich eine gute Idee ist», meinte Willfratt schliesslich. «Weisst du Andi», erwiderte Hartmann, «wir haben Dutzende, ja Hunderte solcher Fälle, alle mit einer Endstrafe. Kevin Huber hat nun einen Drittel seiner Strafe abgesessen, sich alles in allem gut verhalten und kommt spätestens in 18 Monaten definitiv wieder raus. Da müssen wir ihn einfach stufenweise auf die Wiedereingliederung ins normale Leben vorbereiten.» «Das wird wohl schon so sein», sinnierte Willfratt. «Deinen Job möchte ich wirklich nicht haben.» «Und ich deinen nicht», antwortete Hartmann nach einer kurzen Pause. «Die Eindimensionalität der Strafverfolgung hat mich schon immer gestört. Man bekommt ein sehr einseitiges Weltbild. Darum war ich auch nur für kurze Zeit Oberstaatsanwalt. Es gibt bei euch nur Gute und Böse, schwarz und weiss. Ich erlebe aber jeden Tag sämtliche Grautöne dazwischen.»

«Ja, eine rosarote Brille tragen wir wirklich nicht», antwortete der Staatsanwalt.

Sie hatten fertig gegessen. Wie immer war das Mah-Meh im Clipper ausgezeichnet gewesen. Sie bestellten beide noch einen Espresso. Nach einer kurzen Pause fuhr Hartmann fort: «Ich diskutiere öfters mit Franz Stadtmann darüber, ob es von Grund auf böse Menschen gibt.» «Natürlich gibt es die, das erlebe ich jeden Tag», erwiderte Willfratt knapp. Er war kein grosser Philosoph und wechselte deshalb lieber zum Thema «Fliegenfischen». Er war ein begnadeter Flugangler, was nun Hartmann wiederum nicht sonderlich interessierte.

Hartmann kehrte gegen 14.00 Uhr zu seiner Arbeitsstelle an die Feldstrasse zurück. Im Eingangsbereich hatten sich mehrere Raucher:innen versammelt und unterhielten sich angeregt. Hartmann beneidete sie und dachte sich manchmal, dass man eigentlich Raucher sein müsste. Niemand hatte es so lustig und gemütlich wie

sie. Er grüsste, gesellte sich zu ihnen und berichtete Adriano Faricelli von seiner neuesten Entdeckung, der TV-Serie «The Shield» mit Michael Chiklis in einer der Hauptrollen. «Es geht um eine Spezialeinheit der Polizei von Los Angeles. Muss man gesehen haben, fast so gut wie 'The Wire'», behauptete er.

Den Nachmittag verbrachte Hartmann mit Aktenstudium, Lesen und Beantworten von Mails und diversen kürzeren Besprechungen mit Mitarbeitenden.

Er fühlte sich ziemlich müde und ausgelaugt.

30. Ein nicht sehr aufregender Plan

Für seinen ersten unbegleiteten Urlaub musste Kevin Huber beim Sozialdienst der JVA Pöschwies ein Urlaubsprogramm einreichen. Immerhin wurde der Freigang nicht durch elektronische Fussfesseln überwacht. Wieder plante er zumindest auf dem Papier ein längeres Shopping in der City, ein Mittagessen mit seinem Vater und dann einen Besuch im Zoo. Huber freute sich besonders auf einen kurzen Abstecher bei einer ihm bekannten Prostituierten an der Dienerstrasse. Dagegen war wohl auch aus Sicht der JVA grundsätzlich nichts einzuwenden, es machte sich aber einfach nicht gut, so etwas ins offizielle Programm, welches dann bei den Vollzugsakten abgelegt wurde, aufzunehmen. Natürlich müsse es ein Quickie sein, meinte Huber zu Pewarski. «Mehr liegt finanziell sowieso nicht drin.» «Wenn du der Nutte deinen Urlaubspass zeigst, bekommst du sogar Rabatt», behauptete Pewarski.

Das Wichtigste aber war: Huber musste die Gelegenheit nutzen, um mit der Umsetzung ihres grossen Plans zu beginnen. Pewarski instruierte ihn zu diesem Zweck sorgfältig:

«Fahre mit dem Elfertram oder der Forchbahn ab Bahnhof Stadelhofen zum Hirslandenspital ins Balgristquartier. Das eignet sich wegen der vielen Privatpatienten und ist etwas überschaubarer als ein Stadthospital oder das Universitätsspital. Dort gehst Du zügig zu

irgendeinem Patiententrakt und suchst ein geeignetes Zimmer. Schau, dass dich niemand sieht und der Patient allein im Zimmer ist. Neben seinem Bett muss ein angeschlossener Infusionsständer stehen. Wenn der Patient schläft, wäre es natürlich am besten. Wenn nicht, sagst du ihm einfach, du müsstest die Infusion checken, es habe in der Zentrale einen Alarm gegeben. Dreh dich so gegen ihn, dass er nicht sieht, was du machst. Nimm die Schere heraus und schneide den Infusionsschlauch möglichst tief unten an oder ganz durch. Dann sagst Du, dass alles in Ordnung sei und verschwindest wieder. Wenn dich irgendjemand vom Personal ansprechen sollte, nennst du einen Fantasienamen und behauptest, dass Du deine Mutter besuchen willst, sie aber nicht zu finden kannst. Sie werden dich zum Stationsbüro oder in die Eingangshalle zum Informationsschalter schicken. Verschwinde dann so rasch wie möglich.»

Pewarski ging mit Huber den geplanten Ablauf mehrmals durch, bis er sicher war, dass dieser alles begriffen hatte.

Huber fand den Plan eigentlich wenig aufregend und unspektakulär. Jesse Pinkman hatte mehr drauf. Pewarski versicherte ihm aber, dass so mit kleinem Aufwand ein grösstmöglicher Effekt erzielt werde. Die Genialität des Planes liege gerade in seiner Einfachheit. Wenn man befürchten müsse, eine solche Attacke könne ohne Probleme beliebig oft und überall wiederholt werden, so löse dies maximale Angst und Panik aus. Zudem seien die Leute im Spital ganz besonders schwach und verletzlich. Das leuchtete Huber ein. Als Zückerchen gab ihm Pewarski noch auf, an einer bestimmten Adresse, die Huber auswendig lernen musste, eine Pistole inkl. Munition zu kaufen. Er müsse nur Pewarskis Namen nennen. Allerdings koste ihn das einen Tausender. «Kein Problem, kann ich organisieren», sagte ein sichtlich erfreuter Kevin Huber.

«Der Patient, den Du ausgesucht hast, wird dich sowieso nicht wiedererkennen, benutze zur Tarnung aber trotzdem eine gelbe grosse Brille und einen Hut». «Ist ein Hut im Spital nicht etwas merkwürdig, und warum eine gelbe Brille?» wollte Huber wissen. «Auf

den Gängen bist du ein Besucher wie jeder andere und im Zimmer muss alles Ruckzuck Zackzack gehen. Eine dunkle Sonnenbrille zur Tarnung wäre in einem Spital aber tatsächlich seltsam», erklärte ihm Pewarski. Er dachte eben einfach an alles.

31. Der erste unbegleitete Urlaub

Der grosse Tag kam. Es war ein Montag im Oktober. Der Bordellbesuch verlief leider ziemlich enttäuschend. Derart rasch hätte es nun doch nicht gehen müssen. Schon nach fünfzehn Minuten stand Huber wieder auf der Strasse. Dann kaufte er sich in einem grossen Warenhaus eine gelbe Schutzbrille, eine Schere, und einen Hut, welcher demjenigen von Jesse Pinkman in Breaking Bad glich, sowie Plastikhandschuhe.

Das Mittagessen mit seinem Vater war gemäss Programm von 12.30 bis 14.00 Uhr geplant. Das Essen verlief ruhig, das Gespräch kam kaum in Gange. Kevin bat seinen Vater, ihm seine Bancomat-Karte auszuleihen. Er müsse einem Kollegen Schulden in der Höhe von 850 Franken zurückzahlen, sonst bekomme er Schwierigkeiten. Und er wolle von jetzt an ja unbedingt alles richtig machen. Er versprach seinem Vater, die Bankkarte spätestens bis 17 Uhr vor seiner Rückreise nach Regensdorf wieder zurückzubringen und natürlich später das Geld zurückzuzahlen. Der Vater willigte zögernd ein.

32. Der Katheterschlitzer von Zürich

Genau um 14.00 Uhr verliess Huber Junior die väterliche Wohnung. Als erstes bezog er mit der EC-Karte seines Vaters an einem Bancomaten 1200 Franken. Um 14.30 Uhr kam er an der Haltestelle Balgrist an, und kurze Zeit später stand er auf dem Vorplatz der Klinik Hirslanden an der Witellikerstrasse. Nun zog er die gelbe Brille an und wechselte von der Baseballkappe zum neu gekauften Hut. Die Plastikhandschuhe steckte er in seine Jackentasche. Nach kurzem Blick auf die grosse Orientierungstafel in der Eingangshalle entschied

er sich für das zweite Obergeschoss und nahm den Lift. Wie Pewarski vorausgesagt hatte, hatte es nur wenig Personenverkehr, aber gerade genug, dass er nicht auffiel. Er wählte das dritte Patientenzimmer, zog die Plastikhandschuhe an und trat ein.

Er hatte Glück. Ausser dem Patienten war niemand da. Der alte Mann mit Sauerstoffmaske döste vor sich hin. Huber hatte sogar Zeit, den Schnitt in den Schlauch in aller Ruhe vorzunehmen. Er machte mit der scharfen Schere weit unten einen Längsschnitt, ohne den Schlauch ganz durchzutrennen. Er versicherte sich, dass genügend Flüssigkeit aus dem Schlauch abfloss. Perfekt. Er verliess das Zimmer und schloss die Türe hinter sich. Dann machte er sich auf den Rückweg. Auf dem Vorplatz nahm er die Brille ab und wechselte wieder seinen coolen Jesse-Hut mit der Baseballkappe. Er war genau im Zeitplan. Das war nun aber eigentlich völlig egal. Er würde nämlich nicht in die JVA Pöschwies zurückkehren, sondern Pewarskis genialen Plan weiter vorantreiben.

Kevin Huber begab sich als nächstes zur Adresse, welche ihm Pewarski angegeben hatte. Es war eine kleine Seitengasse einer Querstrasse zur Langstrasse. Wie von Pewarski beschrieben befand sich im Untergeschoss eine Velowerkstatt. Er komme von Pewarski, sprach Huber einen Mann im blauen Übergewand an. Der Mann schaute ihn prüfend an. «Was willst Du?» fragte er misstrauisch. «Ich habe für dich einen Tausender dabei», sagte Huber vorsichtig. «Aha», meinte der Mann und verschwand in einem Hinterraum. Er kam mit einer kleinen Schachtel und einem in ein Tuch eingewickelten Gegenstand zurück. Er hielt Huber davon ab, die Ware zu prüfen. «Nicht hier, das kannst du an einem anderen Ort machen. Vertrauen gegen Vertrauen, oder es läuft gar nichts!» fuhr er Huber an. «Rück den Tausender raus!» Huber blieb nichts anderes übrig, überreichte ihm fünf Zweihunderternoten und steckte die Ware in seinen Rucksack. Dann stand er wieder auf der Strasse.

Er eilte zur nächsten öffentlichen Toilette und schloss sich in einer WC-Kabine ein. Dort wickelte er die Pistole aus. Geil, eine Smith &

Wesson Highway Patrol, Kaliber .357 Magnum! Sofort lud er die Waffe, spannte und entspannte den Hahn und zielte. Gerne hätte er noch länger gespielt. Jemand klopfte aber von aussen an der Tür. «Hier kannst du nicht pennen!» hörte er einen Mann rufen. «Huber hielt die Waffe in Richtung des Rufers und simulierte einen Schuss mit Rückschlag.

«You talking to me? You talking to me?» murmelte er vor sich hin.

Leider war er aber nicht «Taxidriver» Travis Bickle und schon gar nicht Robert de Niro. Darum antwortete er lediglich: «Schon gut, ich bin ja fertig.» Er packte den Revolver in den Rucksack, zog die Hosen hoch, spülte und machte sich davon. Der Toilettenmann schaute ihm misstrauisch nach.

Um 17.30 Uhr traf sich Kevin Huber mit Jesse's Bruder Fin zum Billardspiel im Restaurant Schlauch im Niederdorf. Jesse sass immer noch im Knast. Später gingen Fin und er auf grosse Sauftour. Er liess sich dazu einladen. Wie sie am Schluss zum Übernachten in Fins Zimmer fanden, wusste Huber nicht mehr – Filmriss.

Am nächsten Tag wachte er mit brummendem Schädel auf Fins Sofa auf. Fin schnarchte im Bett daneben. Zum Glück waren Rohypnol und Temesta da. Huber warf von jeder Sorte eine Pille ein. Gemäss Plan musste er nun der Boulevardzeitung telefonieren.

Es war Dienstag, kurz vor Mittag. Jetzt galt es, sich zu beeilen. Nachdem er nicht mehr in die Pöschwies zurückgekehrt war, dürfte er zwischenzeitlich von der Polizei gesucht werden. Vielleicht würden sie hier auftauchen.

Kevin Huber wählte die Nummer der Redaktion der Boulevardzeitung. Er meldete sich: «Hier ist der Katheterschlitzer von Zürich!» Dann erklärte er der Journalistin, dass er in den Zürcher Spitälern sein Unwesen treibe und nach Lust und Laune Katheter, Kanülen und Schläuche von Patienten aufschlitze und durchschneide. Die Journalistin war für kurze Zeit sprachlos. «Was wollen Sie damit

erreichen?» fragte sie schliesslich. «Das werde ich das nächste Mal sagen», antwortete Huber. Dann legte er auf.

Fin war aufgewacht und hatte nur halb mitgehört. Er sah ihn fragend an. «Musst du nicht wissen, du hast nichts gehört!» befahl ihm Huber. Fin hatte sowieso nur Bahnhof verstanden.

Es war höchste Zeit zu verschwinden.

33. Noch keine grosse Aufregung

Am Vortag war es den Verantwortlichen in der JVA Pöschwies gegen 19.00 Uhr klar geworden, dass Kevin Huber abgängig war. Kurze Zeit später telefonierte zudem sein besorgter Vater in die Zentrale der JVA. Kevin habe ihm versprochen, vor seiner Rückreise in die Pöschwies nochmals zuhause vorbeizukommen. Er habe auch noch diverse Einkaufssachen bei ihm deponiert. Kevin sei aber nicht mehr aufgetaucht. Er habe ihm gesagt, er müsse noch etwas mit einem Kollegen regeln. Was, wisse er nicht. Nun mache er sich grosse Sorgen, dass Kevin etwas passiert sein könnte. Der Zentralier versprach Huber Senior, ihn in Kenntnis zu setzen, falls Kevin wieder auftauche. Dann machte er routinemässig Meldung an den Polizeiposten Regensdorf mit Kopie an die Amtsleitung und die Anstaltsdirektion.

Am folgenden Morgen machte sich Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog noch keine grossen Gedanken über den Verbleib von Huber. Es kam immer wieder vor, dass Typen wie Kevin Huber im Rausch der Freiheit ein oder zwei Tage zu spät aus dem Urlaub einrückten. Er wies seinen Sicherheitschef Jürg Christoffel aber an, Huber bei der Kantonspolizei schweizweit zur Fahndung ausschreiben zu lassen, falls er nicht bis Dienstagmittag zurückkehren sollte. Dies geschah denn auch so. Eine öffentliche Fahndung war bei solch kleinen Fischen aber nicht vorgesehen und dementsprechend unterblieb auch eine Medienmitteilung. Herzog rapportierte per Mail alles der Amtsleitung JuV.

Hartmut Hartmann dachte an sein Gespräch mit Staatsanwalt Andreas Willfratt zurück. Aber was wollte er schon machen. Er hoffte, dass Huber sich nur etwas austobte und dann wieder zurückkehren würde. Einen weiteren Rückfall konnte er im Moment wirklich nicht gebrauchen. Das würde dieses Mal nicht so reibungslos wie das letzte Mal über die Bühne gehen, allzu viel war in letzter Zeit schiefgelaufen. Sicherheitshalber wies er Fabian Fink an, den Justizdirektor und dessen Generalsekretär ausführlich per Mail zu orientieren. Er wollte sich unter keinen Umständen dem Vorwurf aussetzen, etwas unter den Tisch zu wischen oder zu verheimlichen. Wegen wiederholt schlechter Kommunikation in Krisenfällen hatte nämlich seine Vorgängerin Trix Moser den Hut nehmen müssen. Doch das war eine andere Geschichte.

Hartmann diskutierte mit Franz Stadtmann über die Risiken des Falles. Warum seine Therapeut:innen nicht bemerkt hätten, dass sich Huber allenfalls auf einem Urlaub absetzen könnte, fragte Hartmann. Der Therapiebericht sei wohl zu positiv ausgefallen. Stadtmann wollte nichts von allfälligen Fehleinschätzungen seiner Leute wissen, sondern betonte, dass eine ambulante Therapie mit einer Sitzung pro Woche und einer Gruppentherapie alle vierzehn Tage einfach nicht mit dem milieuthérapeutischen Setting der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung der JVA Pöschwies zu vergleichen sei.

Hartmut Hartmann machte sich um 11.30 Uhr zum Mittagessen auf. Er schlenderte von der Feldstrasse gemütlich zum Restaurant Certo an der Strassburgstrasse, wo sich jeweils einmal in der Woche die Richter:innen und Staatsanwält:innen der Linken Partei zu einem Mittagsstammtisch trafen. Hartmann hatte am Bezirksgericht Zürich immer noch viele gute Kolleg:innen. Zudem war er für kürzere Zeit Oberstaatsanwalt gewesen und hatte auch zur Strafverfolgung nach wie vor diverse Kontakte. Es war in seiner Position sehr wichtig, in der Zürcher Justiz gut vernetzt zu sein.

Hartmut Hartmann fühlte sich in dieser Runde sehr wohl, zumal meistens auch einer seiner Freunde, Kurt Berger, Einzelrichter am

Bezirksgerichts Zürich, anwesend war. Gut bekannt war er auch mit Peter Frauenfelder, Vizepräsident und Bereichsvorsitzender des Einzelrichteramtes in Zivil- und Strafsachen am Bezirksgericht Zürich.

Wenn Hartmann zum Mittagstammtisch erschien, wurde stets sofort über heikle Justizvollzugsfälle diskutiert, und er geriet nicht selten ins Kreuzfeuer der Kritik. Besonders Peter Frauenfelder gefiel sich in der Rolle des strengen Richters, welcher Hartmann vorwarf, er und sein Amt betrieben Kuschelvollzug. Das lag wohl auch daran, dass sich Frauenfelder vor längerer Zeit erfolglos um den Posten des Direktors der Justizvollzugsanstalt Pöschwies beworben hatte.

In aller Regel behielt Hartmann die Oberhand. Richter und Staatsanwälte hatten meist keine grosse Ahnung vom Justizvollzug oder vom Straf- und Massnahmenrecht, Hartmann war ihnen fachlich überlegen. Zumindest sah er es so.

Er war immer noch guten Mutes, als er sich um 14.00 Uhr auf den Rückweg an die Feldstrasse machte. Er genoss das milde Herbstwetter.

Er ging nur kurz in sein Büro, um den Plastiksack mit den drei Staffeln der Serie «Deadwood» zu holen und sie Adriano Faricelli im 2. Stock zu bringen. Hartmann hielt von Westernserien trotz seiner Liebe zur Geschichte der Ureinwohner Amerikas an sich nicht besonders viel, diese war aber wirklich ausserordentlich gut. Faricelli empfahl ihm seinerseits, sich unbedingt einmal die Serie «Six Feet Under» anzusehen. «Gestorben wird immer.»

Hartmann kehrte in sein Büro zurück.

Alles war gut. Doch das würde sich rasch ändern.

34. Riesengrosse Aufregung

Die Journalistin, welche am Dienstagnachmittag Kevin Hubers anonymen Anruf entgegengenommen hatte, war in grosser Aufregung und kontaktierte sofort den leitenden Inlandredaktor. Dieser witterte

eine grosse Geschichte und setzte nicht weniger als drei seiner Leute darauf an. Den Lead gab er seinem besten Mann, dem sehr erfahrenen Kriminalreporter Hector Ammann. Ein erster Anruf Ammanns beim Spital Hirslanden bestätigte, dass die Spur tatsächlich heiss war. Ammann berief sich vorerst nur «auf eine absolut zuverlässige Quelle aus dem Umfeld eines Patienten». Seinen Trumpf behielt er noch im Ärmel. Die Empfangsdame leitete ihn sofort an die Direktion weiter, und ein ziemlich nervöser Direktionsassistent nahm den Telefonanruf entgegen. Ammann machte weiter grossen Druck und kündigte an, dass die Boulevardzeitung mit dieser Story so oder so noch heute, am Dienstagnachmittag herausgehen würde. Man müsse schliesslich auch die Patienten und ihre Angehörigen warnen. Der Assistent bat darum, damit noch bis 17.00 Uhr zuzuwarten. Der Spitaldirektor persönlich werde ihm vorher zurückrufen. Dieser bestätigte dann, dass tatsächlich bei einem Patienten ein defekter Katheterschlauch entdeckt worden sei. Der Patient habe aber keinerlei Schaden erlitten, und es werde zurzeit unter Hochdruck abgeklärt, wie es dazu kommen konnte. Da gebe es verschiedene Möglichkeiten, angefangen bei einer Fehlmanipulation; es sei auch möglich, dass der Schlauch versehentlich bei einem Transport beschädigt worden sei. Der Patient sei nämlich am Morgen mit seinem Bett zu einer MRI-Untersuchung verlegt worden. Nun liess Ammann die Katze aus dem Sack: «Wir haben einen anonymen Anruf vom Katheterschlitzer von Zürich bekommen. Das war ein gezielter Anschlag.» Am anderen Ende blieb es totenstill. «Mein Gott, Haben Sie die Polizei schon alarmiert?» fragte der Verwaltungsdirektor schliesslich mit belegter Stimme. «Noch nicht, ich wollte Sie zuerst informieren und Ihnen die Gelegenheit für eine Stellungnahme geben», antwortete Ammann. «Als nächstes werde ich jetzt aber die Polizei anrufen.»

«Hat dieser Schlitzer irgendeine Forderung gestellt?» wollte der Direktor wissen. «Nein, er hat aber eine angekündigt.»

Der Verwaltungsdirektor schwieg. «Und, geben Sie jetzt eine Stellungnahme ab?» insistierte Ammann. «Nur so viel», erwiderte der

Direktor: «Wir nehmen die Sache sehr ernst und werden engstens mit der Polizei zusammenarbeiten. Eine offizielle Stellungnahme werden wir über unsere eigenen Kanäle verschicken. Als erstes müssen wir unsere Mitarbeitenden informieren und natürlich vor allem auch die Patientinnen, Patienten und ihre Angehörigen beruhigen.» «Können Sie das mit gutem Gewissen tun?» fragte Hector Ammann rhetorisch. «Das ist doch eine äusserst gefährliche Situation!»

Anschliessend telefonierte Ammann der Medienstelle der Kantonspolizei. Die Kriminalpolizei schickte sofort zwei Kriminalbeamten in die Redaktion. Sie wollten alles bis ins kleinste Detail wissen. Das war allerdings nicht besonders viel. Die Ermittler ersuchten die Boulevardzeitung dringend, von einer Publikation vorerst noch abzusehen. Alles andere würde die Ermittlungen behindern. Der Boulevardzeitung-Chefredaktor persönlich versprach aber lediglich, diesen sensationellen Fall erst mit der Papierausgabe vom nächsten Tag bekannt zu machen. Auch eine Intervention des Kriminalpolizeichefs half da nicht weiter. Der Chefredaktor berief sich auf seine Informationspflicht und die Pressefreiheit. Diesen Primeur liess er sich von niemandem kaputt machen. Er offerierte der Kripo grosszügig eine halbe Zeitungsseite an prominenter Stelle für die Warnung der Öffentlichkeit und allfällige weitere Warnhinweise.

Der Kriminalpolizeichef Georg Pollux wiederum setzte umgehend eine zehnköpfige Sonderkommission ein. Diese hatte den Auftrag, zu sämtlichen Spitälern im Kanton sofort Kontakt aufzunehmen, nach ähnlichen Vorfällen zu fragen und zu grösster Vorsicht und Wachsamkeit zu raten.

Eine lange Nacht begann.

Die Hälfte der Redaktion der Boulevardzeitung arbeitete ebenfalls die ganze Nacht durch. Drei volle Seiten inklusive Frontseite waren rasch gefüllt mit grossen Schlagzeilen, wenig Fakten, vielen Fotos, Hintergrundinterviews, u.a. mit einem Ständerat, welcher selber Arzt und Medizinprofessor war, sowie den kantonalen Präsident:innen der grossen politischen Parteien. Alle zeigten sich entsetzt und aufs

Höchste besorgt. Die Journalist:innen telefonierte ebenfalls alle Spitäler durch. Die dortigen Telefonistinnen waren ziemlich genervt und gestresst.

Wiederum Ammann – wer denn sonst – bekam von einer Telefonistin den heissen Tipp, dass im Universitätsspital Zürich tatsächlich im Rahmen einer umfassenden Kontrolle ebenfalls ein defekter Katheterschlauch entdeckt worden sei. Sie wollte aber keinesfalls als Quelle genannt werden, was ihr Ammann selbstverständlich zusicherte. Damit hatte die Boulevardzeitung bereits die nächste Sensation in petto. Sie würde sie nach Herausgabe der Papierversion im Verlauf des Mittwochmorgens online stellen: «Der Katheterschlitzer hat bereits wieder zugeschlagen!»

Wieder einmal war die Boulevardzeitung der Konkurrenz meilenweit voraus.

Die Nacht auf den Mittwoch wurde auch in den Spitälern besonders lang und unruhig. Zu Überwachungszwecken wurde zusätzliches Personal aufgeboten, Krisensitzungen wurden abgehalten, Medienmitteilungen entworfen.

Die Aufregung war überall riesengross, als am Mittwochmorgen die Papieraussage der Boulevardzeitung erschien. Obwohl man eine um 50% höhere Auflage gedruckt hatte, war diese bereits gegen 11 Uhr in allen Kiosken ausverkauft. Der Katheterschlitzer von Zürich war überall Tagesgespräch.

Der Leitende Oberstaatsanwalt Alexander Brenner stornierte sofort alle seine Termine und hielt sich für Interviews frei. Für den Abend war er Gast in der Talkrunde von TeleLokal. Zudem hatten sich «Schweiz aktuell» und «Die Rundschau» gemeldet. Für den Freitag war eine grosse Pressekonferenz in Planung, an welcher Brenner, der für den Fall zuständige Staatsanwalt Jean Bauer, Kriminalpolizeichef Georg Pollux, die Gesundheitsdirektorin Helena Knecht und die Vorsteherin des städtischen Gesundheitsdepartements Birgitte Nilsson teilnehmen sollten.

Hartmann wiederum war froh, dass der Justizvollzug zur Abwechslung einmal nicht im Mittelpunkt eines Skandals stand. Noch ahnte er nicht, dass sich dies bald in der denkbar schlechtesten Art ändern würde. Auch der Pöschwiesdirektor Herzog machte sich noch immer keine allzu grossen Sorgen wegen Kevin Hubers Abgang und dachte keine Sekunde daran, dass Huber der Katheterschlitzer sein könnte.

In Hochstimmung war aber Teddy Pewarski, was sogar seinem Werkmeister auffiel. Pewarski arbeitete zurzeit in der Reparaturwerkstatt, welche als Servicestelle Schweiz für eine bekannte Staubsaugermarke einen Grossauftrag erfüllte. Er merkte, dass er sich etwas zurückhalten musste und erklärte seinem Chef, er freue sich so sehr, weil es seiner alten Mutter endlich wieder besser gehe.

35. Ein Selbstläufer verirrt sich

Das Ding lief noch viel besser, als es sich Pewarski und Huber hatten träumen lassen. Im Verlauf der Woche wurden nicht weniger als acht Verdachtsfälle gemeldet. Die Panik wurde immer grösser, und die Security-Firmen machten das Geschäft des Jahrzehntes.

Kevin Huber musste nicht einmal mehr nachdoppeln. Er konnte die Dinge laufen lassen und bis am Wochenende zuwarten. Dann würde er seine Forderung stellen: «Sofortige Freilassung von Teddy Pewarski, 250'000 in Euro und 250'000 in Franken, sonst gibt es Tote!»

Allerdings blieb auch die Polizei nicht untätig. Die Sonderkommission war auf 25 Leute aufgestockt worden. Man konzentrierte die Ermittlungen vorerst auf die Überprüfung der gespeicherten Aufnahmen von Überwachungskameras, welche es zwischenzeitlich in der Stadt und auch in Spitalumgebungen sowie in den Kliniken selbst in grosser Anzahl gab. Das war einerseits gut, andererseits aber auch sehr arbeitsintensiv. Man konzentrierte sich dabei vor allem auf

das Hirsländenspital, wo ein Anschlag als erwiesen galt. Die anderen Verdachtsfälle waren zum Teil ziemlich unklar.

Eine erste Sichtung der Kamera auf dem Stock der Schlitzerattacke in der Hirsländenklinik ergab keine Auffälligkeiten, allerdings war das fragliche Zimmer nicht direkt im Blickfeld der Kamera.

Und dann war das Glück zur Abwechslung einmal auf der Seite der Ermittler. Am Freitagnachmittag fiel einer jungen Kriminalpolizistin bei der Sichtung der gespeicherten Aufnahmen der Überwachungskamera im Eingangsbereich der Hirsländenklinik ein jüngerer Mann auf, der ohne ersichtlichen Grund merkwürdigerweise seinen Hut wechselte: eine Baseballkappe mit einem modischen Hut mit kurzer Krempe, ein sog. Porkpie Hat, wie sich später herausstellte. Der Mann zog als nächstes eine Sonnenbrille an, obwohl die Sonne gar nicht schien. Schliesslich verstaute er irgendetwas in seiner Jackentasche und verschwand in Richtung Spitaleingang. Jemand anderer hätte dieser Beobachtung vielleicht keine Bedeutung beigemessen, die aufmerksame Polizistin nahm aber Kontakt mit dem Kriminalbeamten auf, welcher die Spitalkameras checkte. Gemeinsam entdeckten sie für die fragliche Zeit unter den Aufnahmen einer Kamera den Mann mit Porkpie-Hut und Brille. Er ging genau auf demjenigen Stock an der Überwachungskamera vorbei, auf welchem der Katheterschlauch aufgeschlitzt worden war. Die beiden Polizist:innen konnten ihr Glück kaum fassen, als sie sahen, wie er in Richtung des ominösen Zimmers 205 ging und nach ungefähr fünf Minuten wieder aus dieser Richtung kommend auftauchte. Anschliessend hatte die Aussenkamera den Mann aufgenommen, wie er wieder im Eingangsbereich erschien, seinen Hut wechselte, die Brille verstaute und Richtung Balgrist davonging.

Polizistin und Polizist umarmten sich, das war möglicherweise der Durchbruch. Der Einsatzleiter gratulierte ihnen und liess sofort an alle Ermittler:innen sowie alle Polizeistellen im Kanton verschiedene Standbilder des verdächtigten Mannes verteilen. Ein besonderer

Hinweis galt seinen beiden Kopfbekleidungen: einer New York Yankees Baseballkappe sowie einem Porkpie Hut.

Natürlich konzentrierten sich nun alle Ermittler:innen auf die Kameras im Umfeld des Balgrists. Das Glück blieb ihnen treu; oder war es Fleiss und Geschick? Jedenfalls konnte man auf den Aufnahmen der Kamera an der ZVV-Balgrist-Haltestelle erkennen, wie der Verdächtige die Forchbahn Richtung Stadelhofen bestieg. Jede Haltestelle wurde sorgfältig gecheckt. Der Mann stieg erst an der Endstation Stadelhofen aus.

Eine Stunde später, am frühen Samstagmorgen, war der Erfolg total: einem Ermittler fiel trotz schlechter Bildqualität auf den gespeicherten Überwachungsaufnahmen eines Kantonalbank-Geldautomaten in der Unterführung im Bahnhof Stadelhofen ein Mann auf, der dem Gesuchten stark glich. Die sofortige Rücksprache mit der ZKB ergab, dass am Vortag zur fraglichen Zeit am betreffenden Automaten vom Konto eines Kunden namens Martin Huber ein Betrag von 1200 Franken bezogen worden war.

Eine knappe Stunde später stürmte die Einsatzgruppe Diamant die Wohnung des Vaters von Kevin Huber. «Was hat Kevin nun schon wieder ausgefressen?» war Huber Seniors erste Frage. Und damit war der Fall so gut wie geklärt: Kevin Huber war der Katheterschlitzer!

Damit folgte der zweite Akt des Dramas, welches sich in eine Tragödie verwandeln sollte; und jetzt stand das Amt für Justizvollzug mit seinem Chef Dr. Hartmut Hartmann im Epizentrum des neuen Bebens.

36. Grossalarm

Am Samstag um 07.30 Uhr erhielt Hartmut Hartmann einen Telefonanruf. Sein Handy spielte die Dr. Schiwago-Melodie, die ihm besonders gut gefiel, oftmals aber Schwierigkeiten ankündigte. «Sorry, dass ich dich störe, Hardy», hörte er eine Stimme am anderen Ende sagen. Sie gehörte Kriminalpolizeichef Georg Pollux. «Gute und schlechte Nachrichten», rapportierte Pollux. «Wir haben den

Katheterschlitzer identifiziert. Die schlechte Nachricht: es ist Euer Kevin Huber, der Pöschwiesflüchtling.» Hartmann lag immer noch im Bett, und das war gut so. Er fühlte sich, wie wenn ihn ein Pferd getreten hätte.

«Wieso mein Kevin Huber? dachte er. «Aber doch, Pollux hatte recht, es war sein Huber; der Huber, welcher aus der Pöschwies geflohen war. «Wir wollen ihn nun sofort öffentlich und international ausschreiben», erklärte Pollux. «Bist du damit einverstanden?» Der alte Fuchs Hartmann spürte eine Falle und antwortete: «Natürlich, Jürg, das ist aber sowieso eine Frage, die allein ihr zu entscheiden habt. Wir mischen uns nie in fahndungstaktische Fragen ein.» Pollux hielt sofort dagegen und erwiderte: «Das machen wir aber natürlich immer nur auf Grund Eurer Angaben und Gefährlichkeitseinschätzungen. Und im Fall Kevin Huber scheint mir das nicht gerade optimal gelaufen zu sein.» Hartmann trat den Rückzug an: «Wichtig ist jetzt vor allem eines, Jürg: wir dürfen uns auf keinen Fall auseinanderdividieren lassen!» «Aber sicher, lieber Hardy», antwortete Pollux kühl. «Dir ist aber auch klar, dass wir nicht für Eure Fehler den Kopf hinhalten werden.»

Das war Hartmann nur allzu klar.

Fahndung und Medienmitteilung gingen noch vor acht Uhr raus.

Das Wochenende war für Hartmann und seine Leute gelaufen. Das Medienecho würde gewaltig sein. Hartmann telefonierte als erstes seinem Chef Regierungsrat Martin Paul Nauer. Sie vereinbarten eine Krisensitzung für nachmittags um 13.00 Uhr. Hartmann würde seine ganze Geschäftsleitung aufbieten, allen voran natürlich den Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste, sein Stellvertreter Hanspeter Matzinger, in dessen Zuständigkeitsbereich die Urlaubsbewilligung fiel, sowie Pöschwiesdirektor Herzog. Seine Leute sicherten alle ihr Erscheinen zu. Wenn es hart auf hart ging, hielten sie wie Pech und Schwefel zusammen.

Bereits in den 10-Uhr-Nachrichten berichteten die Lokalradios von der neuen sensationellen Wende im Katheterschlitzerfall. Hartmanns Handy läutete pausenlos. Er schaltete auf Combox. Die wichtigen Mitteilungen kamen sowieso alle auf E-Mail, WhatsApp oder SMS herein.

Hartmann, der ein glühender Verehrer von Friedrich Dürrenmatt war, hätte wissen müssen, dass eine Geschichte erst zu Ende ist, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat².

So weit war es aber noch lange nicht.

37. Kreide fressen

Die Atmosphäre im zweiten Stock des Kaspar Escher-Hauses, wo die Justizdirektion ihre Büros hatte, war bedrückt. Das grosse Bild von Aleks Weber, welches im Sitzungszimmer aufgehängt war, gab recht gut die Stimmung der Anwesenden wieder.

Zusätzlich waren auch noch LOSTA Alexander Brenner sowie die beiden Medienbeauftragten von Justizdirektion und JuV erschienen. Und selbstverständlich waren auch der Justizdirektor und sein Generalsekretär anwesend.

Mike Rüeggsegger stellte fest, dass sich der Themenschwerpunkt verlagert habe: nicht mehr das Gespenst Katheterschlitzer als grosse Gefahr stehe nun im Mittelpunkt, sondern Kevin Huber, der Pöschwieshäftling, welcher zum wiederholten Mal durch die Maschen der Justiz geschlüpft sei. Ein erstes Mal mit seiner viel zu früh erfolgten bedingten Entlassung aus dem Massnahmenzentrum Uitikon, dann mit der Entlassung aus der Untersuchungshaft, ohne dass vom JuV Sicherheitshaft angeordnet worden wäre, und schliesslich mit seiner Flucht aus der Pöschwies. «Da muss ich doch einiges richtigstellen»,

² Friedrich Dürrenmatt schreibt in seinen 21 Thesen zu den 1962 uraufgeführten „Physikern“: „Eine Geschichte ist erst dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.“ Diese Wendung sei, so Dürrenmatt, nicht vorhersehbar, sondern trete zufällig ein.

antwortete mit hochrotem Kopf ein sichtlich erregter Hartmann. «Erstens war die bedingte Entlassung aus dem MZU nach damaliger Einschätzung völlig in Ordnung, zweitens ist es nicht die Schuld des JuV, dass Huber nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft nicht in Sicherheitshaft genommen worden ist. Das war eindeutig ein Fehler der Staatsanwaltschaft. Und drittens ist der Urlaub im vorgesehenen Ablauf von der Fachkommission gutgeheissen und anschliessend regelkonform bewilligt worden. Zudem kann man nicht von Flucht sprechen. Es ist vielmehr ein Abgang ab Urlaub, eine Nichtrückkehr. Last but not least ist für mich völlig unverständlich, wieso sich Kevin Huber ein gutes Jahr vor seiner bedingten Entlassung auf einen solchen Irrsinn einlassen konnte. Das war nun wirklich für niemanden vorhersehbar.»

«Das mag zwar alles stimmen, mein lieber Hardy», erwiderte Regierungsrat Nauer, «doch es nützt uns überhaupt nichts. Was du da erzählst, ist auch nicht in dem Sinne wahr, dass es von der Öffentlichkeit so wahrgenommen würde. Sogenannt richtige Entscheide mit verheerendem Endresultat sind schlicht und einfach falsch. Alles andere ist nicht kommunizierbar.» Franz Stadtmann unterstützte zwar seinen Chef Hartmann darin, dass keine gröberen Schnitzer oder Kunstfehler des Justizvollzugs erkennbar seien. Gleichwohl sei das einfach keine Medienstrategie.

Was man denn nun machen solle, fragte Amtschef Harmut Hartmann in die Runde. Alle sahen sich an und blickten schliesslich zu den beiden Kommunikationsprofis. Wie immer überliess die JuV-Frau Helena Marazzi Nauers Mann Mike Rüeggsegger den Vortritt.

«Die Situation ist wirklich total verfahren», meinte Rüeggsegger schliesslich. «Uns bleibt wohl nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beissen. Ich würde empfehlen, dass wir, d.h. das JuV, offen einräumen, dass Fehler passiert sind.» Der Justizdirektor bedeutete Hartmann, der aufbegehren wollte, noch zuzuwarten. Rüeggsegger fuhr fort: «Wir müssen dazu stehen, dass man Kevin Huber tatsächlich noch länger im Massnahmenvollzug hätte behalten sollen. Dass keine

Sicherheitshaft angeordnet worden ist, müssen wir auch als Fehler akzeptieren. Es hilft der Justizdirektion überhaupt nichts, wenn das JuV den Fehler auf die Staatsanwaltschaft abschiebt. Auch die Staatsanwaltschaft gehört schliesslich zur Justizdirektion. Das verbreitert nur unnötig unsere Front. Wir müssen jetzt aber die Lücken schliessen. Und zum unbegleiteten Urlaub muss man einfach sagen, dass man diesen rückblickend natürlich niemals hätte bewilligen dürfen. Man kann zwar auch noch erwähnen, dass nach dem bisherigen Erkenntnisstand niemandem ein straf- oder disziplinarrechtliches oder fachliches Fehlverhalten angelastet werden könne. Das werde aber genauestens und schonungslos noch vertieft untersucht. Wir müssen uns aber bewusst sein: eine solche Aussage ist immer heikel. Es ist wegen eines Fehlentscheides zu Terror, Erpressung und Panik gekommen. Es hat auch Opfer gegeben. Und wieder einmal soll niemand schuld gewesen sein!»

Hartmann platzte der Kragen: «Doch, Mike, der Täter ist der Schuldige!» rief er aus.

«Du kennst das Spiel und seine Regeln, Hardy,» beruhigte ihn der Justizdirektor. «Irgendjemand muss den Schwarzen Peter übernehmen, und das bist nun eben Du. Es war Dir und mir immer klar, dass ein wichtiger Lohnbestandteil die «Schafseckel»-Zulage ist. Solange du nicht einen grösseren Fehler gemacht hast, werde ich dich aber immer schützen, zumindest solange ich kann.»

Was das heissen solle, wollte Hartmann wissen. «Solange ich eben Justizdirektor bin», antwortete sein Chef.

Hartmann wusste natürlich, dass Nauer mit allem recht hatte. Er fühlte sich aber wieder einmal ziemlich allein gelassen und ausgebrannt. Auch das gehörte wohl zum Job.

Franz Stadtmann empfahl, die Medienarbeit zweigleisig zu fahren. Einerseits würde das JuV den Hauptteil der Öffentlichkeitsarbeit in Bezug auf Haft, Entlassungen und Flucht von Huber bestreiten müssen. Andererseits gab es ja immerhin auch den erfolgreicher

Teil der Geschichte mit der raschen Ermittlung des Schuldigen, des Katheterschlitzers Kevin Huber. Hieran sei auch Nauers Staatsanwaltschaft massgeblich beteiligt. Man dürfe dieses Feld keinesfalls allein der Sicherheitsdirektorin Helga Schmid und ihren Polizist:innen überlassen. Nauer müsse unbedingt an der hierzu geplanten Medienkonferenz teilnehmen. Das wiederum wollte der Justizdirektor nicht. Zum einen verstand er sich nicht besonders gut mit seiner Parteikollegin, der Sicherheitsdirektorin. Andererseits wies er zu Recht darauf hin, dass die Zerteilung der Medienarbeit durchbrochen würde, wenn er an einer Medienkonferenz teilnähme. Man würde ihn als Justizdirektor sowieso immer nur zum Versagen des Justizvollzugs befragen. Er schlug deshalb vor, dass an seiner Stelle der Leitende Oberstaatsanwalt Brenner sowie der zuständige Staatsanwalt Jean Bauer teilnehmen sollten. Damit überzeugte er alle.

Ein besonders heikles Thema sprach Helena Marazzi an. Die Kantonspolizei habe ihren Standpunkt deutlich gemacht: das JuV sei daran schuld, dass Huber nach seiner Flucht ab Urlaub nicht sofort öffentlich zur Fahndung ausgeschrieben worden sei. Damit habe man die Chance vergeben, ihn rasch wieder zu fassen. Die Sicherheitsdirektion habe dargelegt, es sei zwar Usus, dass fahndungstaktische Entscheide von der Kantonspolizei gefällt würden. Diese habe sich vorliegend vorerst für eine Zielfahndung entschieden. Eine öffentliche Fahndung sei zu keinem Zeitpunkt zur Diskussion gestanden. Die Polizei behaupte nun aber, sie sei durch das JuV nicht ausreichend über die Gefährlichkeit Hubers informiert worden.

«Dies ist nun wirklich absolut lächerlich», wandte der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste Hanspeter Matzinger ein. «Ich bin ständig mit dem Fahndungschef der Kapo in Kontakt gewesen. Die kennen Huber von seiner langjährigen Delinquenz her fast besser als wir.» «Das mag ja sein», antwortete Rüeggsegger. «Wir dürfen uns jetzt einfach auf keinen Fall öffentlich mit der Kripo streiten; und schon gar nicht der Justizdirektor mit der Sicherheitsdirektorin! Die Polizisten sind in diesem Fall eindeutig die Guten und wir wie immer die Deppen,

das JuV ist eben das Pannenamt. Wir müssen wieder einmal Kreide fressen.» Hartmann bekam schon jetzt einen Hustenanfall.

«Weisst Du, Hardy», versuchte ihn Rüeggsegger zu trösten, «es könnte alles auch noch viel schlimmer kommen. Sei froh, dass uns nicht dasselbe passiert ist wie kürzlich der JVA Remscheid in Deutschland. Dort hat bei einem Besuch im Familienzimmer der JVA ein verurteilter Mörder seine Partnerin umgebracht. Das ist kaum mehr zu überbieten!»

Rüeggsegger sollte sich täuschen.

Regierungsrat Martin Paul Nauer schlug schliesslich vor, wie schon beim letzten grossen «Justizvollzugsskandal», dem Tötungsdelikt in der JVA Pöschwies, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Damit komme man der Bürgerlichen Partei zuvor, welche sicher eine Parlamentarische Untersuchungskommission beantragen wolle. Eine von ihm beauftragte Kommission sei aber speditiver und vor allem auch durch geschickte Fragestellungen besser lenkbar. Er habe schon mit Jean-Pierre Dübendorfer, dem ehemaligen Zuger Regierungsrat und Justizdirektor, Kontakt gehabt. Bekanntlich sei dieser zwischenzeitlich einer der bekanntesten Experten im Justizvollzug geworden. Er sei bereit, den Vorsitz einer solchen Untersuchungskommission zu übernehmen. Als weiteres Mitglied sehe er den ehemaligen Ersten Staatsanwalt Bernhard Martell, der sich ein solches Mandat kaum entgehen lassen werde. Und schliesslich brauche es unbedingt noch eine Frau. Jemand ausserkantonaler wäre gut. Ob jemand eine geeignete Kandidatin kenne? Hartmann schlug spontan die Direktorin der Frauenstrafanstalt Hindelbank Anne-Louise Benoit vor. Er hatte sie näher kennen und schätzen gelernt, weil sie einen der schwierigsten Zürcher Vollzugsfälle hatte übernehmen müssen. Es ging um eine wegen verschiedener Tötungsdelikte verurteilte Frau, die nach wie vor als sehr gefährlich galt. Aus Sicherheitsgründen mussten wegen ihr verschiedene bauliche Anpassungen in der Frauen-Justizvollzugsanstalt Hindelbank vorgenommen werden.

Nauer fand die Idee gut. Hartmann solle sie informell anfragen. Im Falle einer Zusage würde er dann seinen Berner Kollegen Regierungsrat Hans-Peter Kistler um Erlaubnis bitten.

Als Nächstes wurde ein Point de Presse für den frühen Abend im Medienzentrum an der Stampfenbachstrasse angesetzt. Teilnehmen sollten Hartmann, Matzinger, Herzog, Staatsanwalt Bauer und die beiden Medienverantwortlichen. Generalsekretär Spring würde als Beobachter im Publikum sitzen. Franz Stadtmann wollte sich für Hintergrundinterviews bereithalten. Dann wurden die Medienmitteilung und der Inhalt der Einladung zum Point de Presse besprochen. Rüeggsegger und Marazzi zogen sich für Schlussredaktion und Versand in ein Nachbarbüro zurück. Die Herren berieten schliesslich noch im Hinblick auf den Point de Presse den Inhalt der einzelnen Statements. LOSTA Brenner bot Staatsanwalt Jean Bauer auf.

Der auf 17.00 angesetzte Point de Presse war gut besucht und verlief ziemlich unspektakulär. Nur gerade die Journalisten der normalen und der gediegenen Tageszeitung sowie der Boulevardzeitung waren einigermaßen gut orientiert und imstande, sinnvolle und kritische Fragen zu stellen. Wie immer waren die elektronischen Medien vor allem an Einzelinterviews interessiert. Zu ihrem Leidwesen würde wegen des frühen Redaktionsschlusses bzw. der spät angesetzten Medienkonferenz eine Ausstrahlung erst am nächsten Tag möglich sein. Das war den Veranstaltern natürlich sehr recht.

Noch ahnte niemand, dass dieser Point de Presse am nächsten Tag kaum jemandem mehr interessieren würde.

Eine Geschichte ist erst zu Ende, wenn...

38. Schlechter geht (n)immer

Kevin Huber war schlecht gelaunt. Warum nur hatte ihn Pewarski nicht vor den vielen Überwachungskameras gewarnt? Und warum war seine Tarnung so rasch aufgefliegen?

Die Nacht hatte er sich unter einem geschützten Vordach des reformierten Kirchgemeindehauses im Seefeld mehr schlecht als recht um die Ohren geschlagen. Es war empfindlich kalt geworden. Als erstes fuhr er schon am frühen Sonntagmorgen mit dem Vierertram zum Hauptbahnhof. Er wollte von einem Münztelefon aus in die JVA Pöschwies telefonieren und die Freilassung von Teddy Pewarski fordern. Er freute sich schon, sich als Kevin Huber erkennen zu geben. Die würden Bauklötze staunen. Anschliessend würde er nochmals Geld vom Bancomat-Automaten beziehen.

Er erkannte den Pöschwies-Zentralier Imboden sofort an seiner Stimme. «Hallo Imboden,» meldete er sich, hast wieder einmal Sonntagsdienst; mühsam!» «Wer ist da? Melden Sie sich gefälligst mit ihrem Namen», antwortete dieser verärgert. «Dass du mich nicht erkennst! Du warst eben noch nie eine Leuchte. Höchstens ein Armleuchter. Ich bin es, Kevin Huber!» Huber hörte, wie sich Imboden beinahe verschluckte. Er hatte offenbar gerade einen Schluck Kaffee genommen. «Mach mal halblang, Huber und komm sofort zurück!» blaffte dieser in den Hörer. «Und nun sei mal ganz schön ruhig, Imboden, ich habe nämlich eine offizielle Mitteilung zu machen: Wenn Teddy Pewarski nicht innerhalb von 48 Stunden freigelassen wird, gibt es Tote. Ihr habt nun hoffentlich begriffen, wozu ich fähig bin. Und zudem gebt Ihr Pewarski 250'000 in Franken und 250'000 in Euro mit. Hast du das kapiert, Imboden?» Dieser würgte ein knappes «Ja» heraus und Huber hängt den Hörer auf. Dem hatte er es gegeben!

Als Nächstes bezog Huber den gesamten noch verfügbaren Geldbetrag, 900 Franken an einem Bancomaten; immerhin. Doch das hätte er nicht hier im Hauptbahnhof tun sollen. Die Polizei überwachte nämlich das Konto seines Vaters in der Hoffnung, dass Huber nochmals Geld abheben würde. In Echtzeit erfolgte die Mitteilung an die Sonderkommission, dass jemand gerade Geld am ZKB-Automaten im HB-Shopville beziehe. Sofort schwärmte das gesamte Personal des HB-Polizeipostens aus, und weitere Polizisten eilten von überall aus der Stadt zu Hilfe. Huber befand sich bereits in der Haupthalle, als

Polizeifeldweibel Kevin Müller, der tatsächlich denselben Vornamen wie Huber trug, von weitem einen Mann mit einem Porkpie Hut erblickte. «Huber!» schoss es ihm durch den Kopf.

Typisch Kevin Huber, dass er sich von seinem Prachtstück nicht hatte trennen können. Jesse Pinkman liess grüssen.

Der Polizeifeldweibel eilte Huber hinterher, zog seine Waffe und rief auf gut Glück: «Huber, Halt, Polizei!» Eine solche Situation hatte Kevin Huber in Gedanken schon hundert Mal durchgespielt. Und jetzt war sie Realität geworden.

«You talking to me?»

Ohne zu überlegen zog er seine Magnum, welche vorn in seinem Hosenbund steckte, für Müller nicht erkennbar. Huber wirbelte herum und schoss zum ersten Mal mit seiner Pistole, und das gleich drei Mal hintereinander. Der Rückschlag war etwas weniger stark, als er erwartet hatte. Der erste Schuss traf den überraschten Beamten auf kurze Distanz mitten ins Gesicht und sprengte seinen hinteren Schädelteil weg, der zweite wurde von der Schutzweste abgebremst. Der Polizist war bereits tot, als er zu Boden stürzte. Der dritte Schuss hatte ihn knapp verfehlt, dafür eine ältere Frau an der Schulter getroffen. Sie lag geschockt und stöhnend auf dem Rücken. Ein direkt danebenstehender Passant schaute ungläubig auf die Schädel- und Hirnstücke Müllers, welche auf seinen Anzug gespritzt waren.

Ein kaum beschreibbares Chaos brach in der stark belebten Bahnhofshalle aus. Aus allen Richtungen eilten Polizisten mitgezogener Waffe herbei. Kevin Huber hatte seinen Revolver wieder eingesteckt und begab sich in zügig zum übernächsten Gleis, wo er den abfahrbereiten Zug bestieg. Jetzt war das Glück wieder auf seiner Seite. Sofort setzte sich der Zug in Richtung Aarau in Bewegung. Und niemand hatte gesehen, wohin Huber gegangen war.

Kevin Huber war ruhig und fühlte sich eigentlich ganz gut. Der Bulle war selber schuld, hätte ihn ja nicht attackieren müssen. Das war doch reine Notwehr gewesen. Ob er wohl tot war? Auch egal.

Er fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben völlig frei, zu tun und lassen, was immer er wollte. Jetzt kam es auf nichts mehr an. Er bedauerte nur, dass er bei der Schussabgabe seinen Jesse-Porkpie-Hut verloren hatte.

39. Klimax

Es war sofort klar, wer der Täter war. Umstehende hatten den Polizeifeldweibel deutlich den Namen Huber rufen gehört. Eine Überwachungskamera hatte die schreckliche Tat aufgezeichnet. Kevin Huber war zwar nicht deutlich erkennbar, wohl aber sein Jesse-Porkie-Hut, welcher nach der dreifachen Schussabgabe am Boden liegen blieb. DNA-Spuren vom Hutschweissband brachten dann den endgültigen Beweis. Ebenso konnte man sehen, dass Huber in die Richtung des Zuges nach Olten verschwunden war. Leider lag die Auswertung der Bilder der Überwachungskamera erst nach 45 Minuten vor. Zwar wurde der Zug auf offener Strecke nach Bern von einem grossen Polizeiaufgebot angehalten, doch Huber war bereits in Aarau ausgestiegen. Dies ergab die Auswertung der dortigen Überwachungsbilder.

Die Magnum-Kugel, welche in der Schutzweste von Müller stecken geblieben war, wurde sofort entdeckt. Die beiden andern Kugeln wurden erst am nächsten Tag nach intensiver Suche gefunden; eine steckte in der Mauer des Bahnhofgebäudes, eine zweite in einem Bistrotischchen. Ihre Durchschlagskraft war beeindruckend, und es grenzte an ein Wunder, dass nur eine zusätzliche Person verletzt worden war.

Kevin Huber verschwand, ohne weitere Spuren zu hinterlassen.

Hartmann, der gehofft hatte, einen einigermaßen erholsamen Sonntag verbringen zu können, wurde um 09.00 Uhr alarmiert. Dieses Mal war es Justizdirektor Martin Paul Nauer persönlich, welcher ihn anrief. Er wirkte niedergeschlagen und ratlos. Er würde an der von Sicherheitsdirektorin angesetzten Medienkonferenz von 15.00 Uhr

teilnehmen müssen. Ebenso seien der Leitende Oberstaatsanwalt und der Kantonspolizeikommandant Pierre Gürtler aufgeboten. Hartmann natürlich nicht, das käme gar nicht gut.

Hartmann stimmte seinem Chef sofort zu. Er würde aber an der internen Krisensitzung von 12.00 Uhr teilnehmen. Sie sollte in der gleichen Zusammensetzung wie diejenige vom Vortag wiederholt werden.

Hartmann atmete tief durch. Seine Frau wusste, dass sie ihn nicht viel fragen sollte. Sie schlug lediglich vor, ihn mit dem Auto zum Kaspar Escher-Haus zu fahren. «Ich nehme das Tram», antwortete er knapp.

40. Autopilot

Hartmut Hartmann schaltete wieder einmal auf Autopilot. Natürlich war es die absolute Katastrophe. Schlimmer konnte es nicht mehr werden, jedenfalls medial und politisch gesehen. Jetzt galt es, nicht in Selbstmitleid zu verfallen, sondern einfach so gut wie möglich zu funktionieren. Und die Chivas Regal Flasche stand für die Nacht als Schlummertrunk bereit.

Sogar Mike Rüeggseggers Bedarf nach Action war gedeckt. Zu viel des Guten. Zudem hatte er noch keine neue Strategie. «Als erstes ist nun Trauer und Demut angesagt», verkündete er. Im Moment solle Martin in seinen Statements nur sagen, dass er an die Hinterbliebenen denke und ... für sie bete? «Nicht beten, aber mein allergrösstes Beileid, Mitgefühl und jede erdenkliche Unterstützung für die Hinterbliebenen. Und selbstverständlich werden wir alle Schuldigen fassen und bestrafen», brummte der Justizdirektor. «Auch gut», meinte Rüeggsegger, «auch wenn du an sich der für die Kirchen zuständige Regierungsrat bist, Herr Kirchendirektor.» Hartmann konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Nauer zog gedankenvoll an seiner kalten Tabakpfeife.

«Müssen wir nochmals einen neuen Point de Presse organisieren?» fragte Hartmann in die Runde. Man war sich rasch einig, dass dies

nicht sinnvoll sei. Die Medienkonferenz der beiden Regierungsmitglieder vom Sonntagnachmittag würde genügen, mehr wäre sogar kontraproduktiv. Man bereite gemeinsam eine neue Pressemitteilung vor. Zudem wurde bestimmt, dass einstweilen nur die beiden Medienverantwortlichen und der Leitende Oberstaatsanwalt Brenner für die Medien zur Verfügung stünden, Regierungsrat Nauer allenfalls für Interviews mit Leitmedien. Hartmann war das natürlich sehr recht. Er wurde damit beauftragt, einen umfassenden Bericht zum Fallverlauf in all seinen Facetten vorzubereiten. Zu diesem Zweck sollte er eine amtsinterne Taskforce einsetzen. Natürlich würde Fabian Fink diese Taskforce leiten.

«Und weisst du was, Hardy, eine Supervision und psychologische Unterstützung würden Dir sicher guttun», riet ihm sein Chef. «Das ist einfach zu viel Druck für einen einzelnen Mensch!» Hartmann wusste, dass er recht hatte. Daran hatte er auch schon gedacht. Als erstes plante er aber ein Beratungsgespräch bei einem erfahrenen Medienberater. Er brauchte jetzt dringend ein Feedback eines unabhängigen, aussenstehenden Profis.

Es kamen derart viele Journalist:innen zur Medienkonferenz von Schmid und Nauer ins Walchezentrum, dass ein Teil von ihnen stehen musste. Nauer und Schmid beschränkten sich im Wesentlichen darauf, ihr Entsetzen und Bedauern zum Ausdruck zu bringen sowie der Familie von Kevin Müller ihr Beileid zu bekunden.

Obwohl die Beerdigung des getöteten Polizeibeamten noch bevorstand, hielt die Sicherheitsdirektorin bereits eine halbe Abdankungsrede. Der Justizdirektor wiederholte nochmals seine Betroffenheit für die Hinterbliebenen, die Ehefrau Müllers sowie ihre zwei kleinen Mädchen und versicherte ihnen sein tief empfundenes Beileid. Es werde nun alles aufs Gründlichste untersucht, und er werde eine Untersuchungskommission einsetzen. Die Schuldigen würden hart bestraft.

«Ob diese Kommission auch allfällige Fehler seiner eigenen Leute untersuchen werde?» rief der Journalist der Boulevardzeitung

dazwischen. «Natürlich, wenn sich jemand eines fehlbaren Verhaltens schuldig gemacht haben, wird er dafür geradestehen müssen. Das alles wird nun gründlich abgeklärt und aufgearbeitet», gab Nauer zur Antwort.

Sicherheitsdirektorin Helga Schmid liess in der anschliessenden Fragerunde durchblicken, dass der Justizvollzug wohl einige Fehler begangen habe. So sprach sie von einer überhasteten Entlassung Hubers aus dem Massnahmenvollzug und einer gefährlichen Zürcher Urlaubspraxis, die jetzt endlich überprüft werden müsse. Nauer pflichtete ihr nolens volens bei. Weitere Ausführungen dazu wollte er aber nicht machen. Die einzig gute Nachricht war, dass die verletzte Frau auf dem Weg zur Besserung war und wohl keine bleibenden Schäden davontragen würde.

Und natürlich dankte die Sicherheitsdirektorin ihren Polizeibeamt:innen für die tolle Arbeit und den raschen Ermittlungserfolg.

41. Guter Rat ist teuer

Als Hartmann am späten Sonntagabend nach Hause zurückkehrte, sagte ihm seine Ehefrau, er müsse Hans Arthur Müller, dem ehemaligen JVA-Pöschwies-Direktor, zurückrufen. Er habe ihn offenbar schon mehrfach zu erreichen versucht und jetzt eine Nachricht auf der Combox hinterlassen. Hartmann hatte eigentlich keine Lust, mit irgendjemandem zu sprechen. HAM war da eine Ausnahme, denn dieser wusste nur allzu gut aus eigener Erfahrung, wie sich Hartmann jetzt fühlen musste.

Am Telefon wollte HAM denn auch nur wissen, wie es Hartmann gehe. Er habe gehört, dass... usw.. Das sei ja schrecklich, ungerecht etc. etc.. Natürlich genoss Hartmann seine Empathie. Und er spürte wieder einmal, dass HAM seine Arbeit schätzte. Das war nicht immer so gewesen. Als er als junger Generalsekretär unreflektiert alles umsetzte, was immer auch sein damaliger Vorgesetzter, Regierungsrat Max Fuchsberger von ihm verlangt hatte, liess ihn HAM

manchmal merken, dass er ihn für einen kadavergehorsamen Befehlsempfänger und Vollzugsbeamten im wörtlichen Sinne hielt.

Müller gab Hartmann nur einen einzigen Rat, und der war ziemlich simpel. Hartmann empfand ihn im ersten Moment als nicht sonderlich hilfreich: «Du musst es einfach aussitzen und durchstehen, Hardy, möglichst wenig dazu sagen, allenfalls andere für dich sprechen lassen und abwarten. In zwei bis drei Monaten ist alles Schnee von gestern, vorbei und vergessen.» erklärte ihm Müller. Es zeigte sich später, dass HAM damit völlig recht hatte. Hartmann verinnerlichte sich diesen Grundsatz für künftige Zeiten.

Am Montagnachmittag fuhr Hartmann in den Thurgau nach Matzingen. Er hatte dort einen Beratungstermin mit dem bekannten Kommunikationsexperten Mark Knoll vereinbart.

Hartmann wunderte sich wieder einmal, wie stark befahren die A1 war. Die Fahrt dauerte viel länger als geplant. Das lag vielleicht auch am Dauerregen.

Knoll galt als Koryphäe auf seinem Gebiet. Er war gegen 60 und sehr erfahren. Er war durch und durch bürgerlich und stand tatsächlich auch der Bürgerlichen Partei nahe. Ein weiterer Grund, weshalb Hartmann ihn ausgesucht hatte.

Knoll war über den Fall Kevin Huber bestens orientiert und sparte nicht mit Kritik an Hartmanns Behörde. Er hörte sich aber auch Hartmanns Sichtweise geduldig an.

Hartmann zeigte sich von seiner besten Seite, war präzise und schlagfertig. Knoll sagte ihm am Schluss doch tatsächlich, es überrasche ihn, dass ein an sich intelligenter und witziger Mensch wie Hartmann Chef eines kantonalen Amtes sei. Das habe er nicht erwartet. Gleichzeitig machte er Hartmann aber auch klar, dass er für ihn eher schwarzsehe. Er glaube nicht, dass er die Medienkampagne gegen ihn, sein Amt und seinen Chef Martin Paul Nauer beruflich überleben werde. Das Einzige, was er jetzt noch tun könne, sei bedingungslose Offenheit in der Kommunikation, Selbstkritik und ein

echter Neuanfang. Dafür müsse Hartmann aber mindestens einen hohen Funktionär über die Klinge springen lassen, z.B. Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog, der auch keinen guten Eindruck in der Öffentlichkeit hinterlassen habe.

Nach rund drei Stunden kehrte Hartmann nach Zürich zurück. Er fuhr viel zu schnell und wurde auf der Autobahn prompt von einem Radarkasten geblitzt.

Die Ausbeute seines Besuchs bei Knoll war ziemlich bescheiden. Immerhin hatte aber Knoll bei ihm die Kampfeslust geweckt. So schnell würde er nicht aufgeben, schon gar nicht freiwillig. Wenn man ihn nicht mehr haben wollte, so musste man ihn rausschmeissen!

42. Huber ist verschwunden

Die Grossfahndung nach Kevin Huber blieb erfolglos. Auch tage- und wochenlange Auswertungen weiterer Überwachungskameras brachten keinen Erfolg.

Die Ermittler versuchten herauszufinden, wo sich Huber seine Waffe beschafft hatte. Dass es ein Revolver der Marke Smith & Wesson mit 0.357 Munition gewesen sein musste, hatte man rasch herausgefunden. Woher er stammte, blieb unklar. Man ging auch davon aus, dass Kevin Huber Hilfe und Unterstützung haben musste. Man überwachte die Handys seines Vaters und seiner Exfreundin.

Jesse's Bruder Fin geriet selbst ins Visier der Polizei. Das Personal im Restaurant Schlauch hatte sich an seinen Stammkunden und seinen kürzlichen Besuch in der Billardhalle erinnert. Er war zusammen mit einem Mann gekommen, welcher Kevin Huber ähnlich sah. Sein Zimmer wurde gründlich durchsucht. Man fand reichlich DNA-Spuren von Kevin Huber. Er hatte zudem ein verdrecktes T-Shirt zurückgelassen. Fin kam in Untersuchungshaft, musste aber nach drei Wochen wieder entlassen werden, da ihm nur die Bewirtung eines Flüchtigen zur Last gelegt und keine weiteren kriminellen Handlungen

nachgewiesen werden konnten. Das würde ihm eine Anklage wegen Begünstigung und eine bedingte Geldstrafe eintragen.

Kevin Huber war in die Glarner Alpen geflüchtet. Die Wichlen Alp kannte er noch von der Rekrutenschule her. Hier hatten sie im Rahmen der Schiessverlegung eine Woche lang in Zelten kampiert. Es hatte ihm dort ganz gut gefallen, und er hatte sich nach vielen Wochen RS zum ersten Mal wieder etwas freier gefühlt. Zudem erinnerte er sich an verschiedene kleine, verlassene Alphütten, wo sie manches Saufgelage veranstaltet hatten.

Pewarski und er hatten schon bei der Planung ihres grossen Coups über ein allfälliges Rückzugsversteck diskutiert. Pewarski fand, irgendwo in den Bergen wäre am besten, und Huber erwähnte die Wichlen. Der Ort sei als Versteck ideal, zumal dort Ende Oktober weder mit Militär noch mit Alphirten zu rechnen sei.

Die Wichlen Alp war von Elm aus zu Fuss in einer guten Stunde erreichbar, auch wenn der Aufstieg recht steil war. Pewarski empfahl Huber aber dringend, sich nie im Dorf zu zeigen, sondern Proviant und Vorräte im Migros oder Coop in Glarus zu beschaffen.

Das Wetter war für Oktober recht mild, das Glück schien Huber wieder einmal Hold zu sein. Er hatte eine kleine Alphütte am Rand der Alp ausgewählt, in welcher sogar etwas Ähnliches wie ein altes Bett stand. Er brauchte nicht einmal die Türe aufzubrechen. In der Nähe hatte es eine Viehtränke mit einem Brunnen. Schade war nur, dass er kein Feuer anzünden konnte, das hätte ihn verraten. Er hatte sich aber einen warmen Schlafsack gekauft und jede Menge Wärmebeutel, welche für mehrere Stunden heizten.

Huber fand überraschenderweise am einfachen Leben Gefallen. Manchmal wusch er seine Kleider im kalten Brunnen. In der Gegend gab es Marmeltiere und Gämsen. Gerne wäre er mit seiner Smith & Wesson auf Jagd gegangen, das hätte ihn aber verraten können.

Gemäss Pewarskis Plan musste er nun mindestens für zwei Wochen stillhalten. Allerdings hatte auch Pewarski nicht mit der eingetretenen

Eskalation und der Schiesserei ihm Hauptbahnhof gerechnet, und schon gar nicht damit, dass Huber so schnell enttarnt werden könnte. Es sollte ihm aber durchaus recht sein.

Kevin Huber wusste also: Jetzt musste sich einfach einmal die Lage beruhigen. Und dann konnte man weitersehen. Vielleicht doch New Mexiko und Albuquerque?

Ein dummer Zufall wollte es, dass ein Wanderer, der vom Weg abgekommen war, sich in der Gegend verirrt und auf Hubers Alphütte stiess. Huber war gerade am Wäsche aufhängen, als der alte Mann auf ihn traf und nach dem Weg fragte. Huber erkundigte sich, ob er allein unterwegs sei, was dieser bestätigte. Huber bat ihn, einen Moment zu warten, damit er eine Landkarte holen könne. Er verschwand in der Hütte, ergriff seinen Rucksack und prüfte kurz, ob seine Smith & Wesson auch wirklich geladen war. Dann trat er aus der Hütte heraus.

43. Pech gehabt

Der Wanderer, ein alleinstehender pensionierter Bähnler, wurde erst nach zwei Wochen vermisst. Allerdings wusste niemand, wo er abgeblieben war. Seine Überreste, die ein Rekrut der Infanterie-Rekrutenschule 206 im nächsten Frühjahr fand, konnten erst nach aufwändigen Abklärungen einem spurlos verschwundenen Mann namens Otto Schaller zugeordnet werden. Eine Todesursache war nicht mehr feststellbar, da sich Fauna und Flora an der Leiche gütlich getan hatten. Und natürlich hatte Hubers Magnum den Körper des Mannes durchschlagen, und es waren keine Schusswunden an den Überresten Schallers auszumachen.

Kevin Huber tat der Alte zwar leid, immerhin positiv war aber, dass Schaller in seinem Portemonnaie ziemlich viel Bargeld bei sich gehabt hatte. Das konnte Huber wirklich gut gebrauchen. Es war für ihn aber sofort klar, dass er nach diesem dummen Vorfall weiterziehen musste.

Zu gross war die Gefahr, dass jemand nach dem alten Mann suchte. Die Zeit war auch reif dafür, es wurde immer kälter. Huber entschied sich, ins Zürcher Weinland zu fahren, woher sein Vater ursprünglich stammte. Von dort aus wollte er zu Fuss die grüne Grenze nach Deutschland überqueren.

In Deutschland fühlte er sich sogleich sicher. Und Stuttgart hatte einiges zu bieten, sogar eine überraschend grosse Subkultur. Instinktsicher fand er das Leonhardviertel und lernte dort eine Fixerin kennen, welche etwas älter als er war. Er offerierte ihr von seinem Stoff. Sie lud ihn im Gegenzug zu sich auf ihr Zimmer ein. Man war sich sofort sympathisch und Kevin durfte bei ihr übernachten. Auf die Frage, wie er heisse, antwortete er «Walter». Sie fragte nicht nach seinem Nachnamen, sonst hätte er wohl «Weiss» gesagt.

Ohne gross darüber zu sprechen, blieb er bei ihr. Von da an warf er stets ein Auge auf sie, wenn sie anschaffen ging. Regnete es, so wartete sie unter der Paulinenbrücke auf ihre Kundschaft. Sie hiess Gudrun, nannte sich auf der Strasse aber Sunny. Sie konnte wirklich lieb zu Kevin sein, vor allem wenn sie sich gemeinsam einen Schuss gesetzt hatten.

Ein besonderes Highlight für Kevin Huber war, dass die dritte Staffel von «Breaking Bad» auf DVD herausgekommen war. Er holte sie sich sofort im MediaMarkt an der Heilbronnerstrasse und kaufte auch noch einen billigen Portabel-DVD-Player dazu. Er sah an einem Tag die ganze Staffel durch. Er war allerdings etwas enttäuscht, dass Jesse Pinkman dieses Mal nicht so gut wegakam. Aber eines war ihm völlig klar: er musste selbst ein Meth-Koch werden!

44. Die Beerdigung

Die Beerdigung von Polizeifeldweibel mbA Kevin Müller wurde ein richtiger Staatsakt. Allerdings war die Absicht der Boulevardzeitung, die hinterbliebene Ehefrau und ihre beiden herzigen kleinen Mädchen melodramatisch als die grossen Trauernden zu inszenieren, nicht

ganz so einfach umsetzbar. Es stellte sich nämlich heraus, dass Müller erst vor kurzem seine Familie wegen einer jungen Polizeiaspirantin verlassen hatte. Er hatte sie als nebenamtlicher Instruktor der Polizeischule kennen und lieben gelernt. Die beiden waren vor zwei Monaten in eine gemeinsame Dreizimmer-Wohnung in Schlieren eingezogen. Das wurde zwar verschwiegen, war aber zumindest in Polizeikreisen ein offenes Geheimnis.

Es war für die Organisatoren der Abdankung eine besondere Herausforderung, die ursprüngliche Familie des Verstorbenen und seine neue Partnerin sowie deren Angehörige in der Kirche passend zu platzieren. Man wollte der Witwe jede Peinlichkeit ersparen. Auf ausdrückliche Anordnung des Kommandanten wurde die neue Freundin deshalb auf die hinteren Plätze verbannt.

Die Abschiedsfeier fand an einem sonnigen Donnerstagnachmittag im Fraumünster stattfand. Die grosse Korpsmusik der Kantonspolizei bot den passenden Rahmen, und auch die Organistin der Fraumünster Kirche zog sämtliche Register.

Regierungsrätin Helga Schmid, ganz in schwarz gekleidet, lief zu Hochform auf. Der Zufall verhalf ihr zu einem geradezu magischen Moment, als sie mit ihrer Ansprache beginnen wollte. Eine Taube hatte sich in den grossen Kirchenraum verirrt und flatterte vor den Chagall-Fenstern hin und her, bis sie schliesslich wieder zum Ausgang fand.

Helga Schmid war als pointiert linke, feministische Politikerin in Polizeikreisen eigentlich nicht sonderlich beliebt, jetzt fand sie aber genau die richtigen Worte. Man hätte kaum geglaubt, dass sie schon vor langer Zeit aus der Kirche ausgetreten war.

Die Abdankungspredigt hielt Pfarrer Christian Friedrich, welcher eigentlich am Grossmünster wirkte. Er war aber durch seine direkte und herzliche Art allgemein sehr beliebt und so ziemlich der einzige reformierte Pfarrer in der Stadt, welcher zur Cervelat-Prominenz gehörte. Zudem war er mit Martin Paul Nauer befreundet und auch sonst bestens vernetzt. Er wäre beinahe Kirchenratspräsident

geworden, vielleicht war er sich aber auch zu sicher gewesen, dass er gewählt würde. Jedenfalls entschied sich das kantonale Kirchenparlament wie auch schon lieber für einen in der Öffentlichkeit relativ unbekannten Landpfarrer, als sich mit einem profilierten Medienliebling herumschlagen zu müssen.

Friedrichs Trauerpredigt war vielleicht eine Spur zu melodramatisch.

Weitere kurze Ansprachen hielten der Präsident des Verbandes der Kantonspolizei Zürich Peter Lienhard und natürlich Kommandant Pierre Gürtler. Der umtriebige Berufspolitiker Lienhard war Kantonsrat der Reformierten Partei, deren Fraktionspräsident und Parteisekretär. Gürtler wirkte wie immer etwas spröde und steif, man merkte ihm aber seine echte Betroffenheit an.

Justizdirektor Martin Paul Nauer sass zwar in der vordersten Reihe direkt neben der Sicherheitsdirektorin und dem Regierungspräsidenten Ernst Horber, wurde aber nicht nur von seinen Kolleg:innen geschnitten. Man gab ihm zu spüren, dass man ihn für den Tod des Kantonspolizisten mitverantwortlich machte.

Nur gerade zwei Mitglieder des Regierungsrates hatten sich wegen nicht verschiebbarer anderer Verpflichtungen entschuldigen lassen. Viele Polizistinnen und Polizisten aus der ganzen Schweiz erwiesen ihrem Kollegen die letzte Ehre, und die ganze Polizeiprominenz war anwesend. In den hintersten Reihen sassen Hartmut Hartmann, Chef Rechtsdienst Fabian Fink, Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog und der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste Hanspeter Matzinger.

Das kleinere der beiden Töchterchen von Kevin Müller war wohl noch nicht ganz drei Jahre alt und schien nicht richtig zu realisieren, um was es wirklich ging. Es sprang fröhlich zwischen den Bankreihen hin und her.

Martin Paul Nauer gehörte nicht zum engsten Kreis der Trauergemeinde, welcher anschliessend zum Leidmahl ins Hotel Storchchen eingeladen war.

45. Pewarskis Plan

Pewarski war schon vorher als einer der Hauptdrahtzieher in der Katheterschlitzer-Geschichte verdächtigt worden. Jetzt, nachdem er von Kevin Huber freigespresst werden sollte, schien der Fall klar zu sein. Die Staatsanwälte Willfratt, Bollmann und Bauer nahmen ihn zu Dritt in die Zange. Pewarski bestritt aber hartnäckig, von irgendetwas zu wissen, und verlangte nach seinem Rechtsanwalt Tobias Huth. Er wurde umgehend auf der Hochsicherheitsabteilung der Pöschwies isoliert. Sein Anwalt protestierte lautstark und machte sofort Rekurs, welchen die Justizdirektion ebenso rasch abwies. Sie hatte allerdings die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das Verwaltungsgericht erteilte der Beschwerde umgehend die aufschiebende Wirkung, würde etwas später Pewarski vollumfänglich Recht geben und die Beschwerde gutheissen. Ein derart starker Eingriff in die persönliche Freiheit eines Insassen wie strenge Sicherheitshaft dürfe nicht auf blossen Verdacht hin angeordnet werden. Hierfür brauche es zumindest klare Indizien, Beweise oder ein reales Gefahrenmoment, argumentierte das Verwaltungsgericht. Bloss hypothetische Gefahr im Verzug genüge nicht.

Pewarski wurde wieder in den Normalvollzug zurückversetzt.

Pewarski hatte mit einer raschen und definitiven Zuspitzung der Ereignisse gerechnet. Dass Huber nun einfach unauffindbar abgetaucht war, passte nicht recht zu seinen Plänen. Zwar erfüllte es ihn mit Genugtuung, dass das Verwaltungsgericht seiner Beschwerde gegen die Hochsicherheitshaft die aufschiebende Wirkung erteilt und sie wenig später gutgeheissen hatte. So befand er sich rasch wieder im Normalvollzug. Er unterdrückte aber jedes Zeichen von Triumph, hielt sich gegenüber den Aufsehern zurück und zeigte sich dankbar und bescheiden.

Nun galt es, Plan B weiterzuverfolgen. Nur so nebenbei gelang es Pewarski, seinen depressiven Zellennachbarn davon zu überzeugen, dass in dessen aussichtsloser Lage eigentlich nur die Option Suizid

übrigblieb. Dieser war soeben zu einer 20jährigen Freiheitsstrafe verurteilt worden.

Pewarski musste allerdings höllisch aufpassen, dass nicht der geringste Verdacht auf ihn zurückfiel. Zudem war ihm klar, dass sich der Häftling auch ohne sein Engagement wohl umgebracht hätte. Immerhin war es ihm aber gelungen, den lieben Kollegen davon abzubringen, sich zu erhängen. Dies sei viel zu unsicher. So schenkte er ihm seinen kleinen Rasierspiegel, welcher ihm unbegreiflicherweise nie weggenommen worden war. Pewarski zeigte dem verzweifelten Mann, wie man den Spiegel in der Mitte zerbrechen konnte, so dass zwei grosse und spitzige Scherben resultierten.

Mit einiger Genugtuung hörte Pewarski nachher vom aufsichtshabenden Aufseher, dass es eine riesige Sauerei gegeben habe. Der junge Aufseher, der den Leichnam in einer grossen Blutlache gefunden hatte, habe einen Schock erlitten. – Was für ein Weichei!

Unvermittelt verlangte Pewarski eine Audienz beim Pöschwiesdirektor. Es sei äusserst dringend, liess er ihn wissen. Neugierig gewährte ihm Herzog, der sich von seinem Stellvertreter Dr. iur. Kurt Menzikofer begleiten liess, noch am selben Tag einen Termin.

Herzog und Menzikofer staunten beide nicht schlecht, als Pewarski ihnen eröffnete, sie müssten sich gar nicht mehr gross überlegen, ob sie ihn freilassen sollten oder nicht. Er wolle nämlich auf keinen Fall unter solchen Umständen die Freiheit erlangen. Er habe seine Lektion gelernt und mit seiner kriminellen Vergangenheit abgeschlossen. Er würde sich ganz sicher niemals auf eine derart aussichtslose Sache einlassen. Er sei doch nicht verrückt. Kevin Huber sei wohl durchgedreht; vermutlich wegen zu vieler Drogen.

Die zweite Überraschung: Pewarski erklärte sich bereit, an Kevin Huber zu appellieren, von seinem Plan abzusehen und aufzugeben. Nachdem sich die beiden Herren der Direktion vergewissert hatten, dass sie Teddy Pewarski auch wirklich richtig verstanden hatten, entliessen sie ihn auf seine Zelle und setzten sich sofort mit

Staatsanwalt Felix Bollmann in Verbindung, welchen Direktor Herzog vom Rotary Club her gut kannte. Bollmann zeigte sich ebenfalls überrascht, vermutete aber eine Finte Pewarskis. Möglicherweise hätten Pewarski und Huber ein verstecktes Signal oder eine verschlüsselte Botschaft vereinbart, wodurch die nächste Phase ihres teuflischen Planes ausgelöst würde. Es gelte, sehr vorsichtig zu sein. Daran hatten Herzog und Menzikofer natürlich auch schon gedacht.

Staatsanwalt Bollmann kam zusammen mit seinem Kollegen Andreas Willfratt und Polizeibegleitung noch am selben Abend in der JVA Pöschwies, um Pewarski auf den Zahn zu fühlen. Pewarski ging auf die Befürchtungen der Strafverfolger sofort ein und schlug vor, dass die Justizdirektion den Text, welchen er verlesen würde, selbst entwerfen solle. So hätten sie die volle Kontrolle.

Nach Rücksprache mit dem Justizdirektor, dem Leitenden Oberstaatsanwalt Brenner und Amtschef Hartmann kam man übereinstimmend zum Schluss, dass man eigentlich nichts riskiere, wenn man auf den Vorschlag von Pewarski eingehe. Es sei sogar eher eine Chance, näher an Kevin Huber heranzukommen, da dieser sicher nervös würde und vielleicht wieder einen Fehler mache. Lange feilten sie am Text für Pewarskis Erklärung und einer begleitenden Medienmitteilung. Die Video- und Tonaufnahmen stellten sie allen lokalen und nationalen Medien zur Verfügung. Staatsanwalt Dr. Felix Bollmann wurde den Medien als Ansprechperson bezeichnet.

Der öffentliche Auftritt von Pewarski, der mit seiner Entführungsaktion einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt hatte, war das alles beherrschende Thema der nächsten 24 Stunden. Die Medien berichteten, die Message von Pewarski wurde in allen Details analysiert und kommentiert. Psychiaterinnen und Psychologen, Strafverfolgerinnen und Justizvollzugsexperten, Politiker und schliesslich auch noch Pewarskis Anwalt Tobias Huth meldeten sich zu Wort. Staatsanwalt Bollmann liess in Interviews durchblicken, dass Pewarski schliesslich auf Grund seiner geschickten psychologischen Verfahrensführung eingewilligt habe. Der externe, bekannte

Strafvollzugsexperte Alain Herren, ein Vorgänger von Hartmann als Justizvollzugschef, betonte, Pewarski sei ein gutes Beispiel dafür, dass die Resozialisierungsbemühungen des Justizvollzugs manchmal durchaus erfolgreich seien, nun sogar bei einem sogenannten hoffnungslosen Fall wie Pewarski.

Teddy Pewarski spürte, dass die Sache gut kam. Er sass an seinem kleinen Arbeitstisch und sah nachdenklich durch die Gitterfenster. Er hörte die Glocke der JVA Pöschwies, welche einst für die Kirche im thurgauischen Felben gegossen worden war, das Arbeitsende einläuten.

Auch Direktor Herzog, der in seinem Büro sass, lauschte dem Glockenklang.

Ein letzter Schlag der Felbener Glocke verhallte.

Herzog und Pewarski beendeten ihren Arbeitstag.

46. Breaking bad, very bad

Wie jeden Tag checkte Kevin Huber auf dem Handy seiner Stuttgarter Freundin Gudrun die News. Er konnte nicht glauben, was er in der Online-Ausgabe der Boulevardzeitung an erster Stelle las:

«Gib auf, Kevin!!» stand da in fetten Buchstaben geschrieben.

Und da war ein grosses Foto von ihm und von Teddy Pewarski, welcher ihn aufforderte, sich zu ergeben. Es sei schon viel zu viel Schlimmes passiert, und wenn Huber noch eine letzte Chance haben wolle, so müsse er sich jetzt der Polizei stellen und für seine Taten geradestehen. Hubers Vater Martin schloss sich mit einem separaten Aufruf dieser Forderung an. Er sicherte seinem Sohn zu, ihm zu helfen und ihn nach Kräften zu unterstützen. «Kevin, ruf mich an!» lautete die entsprechende Schlagzeile. Umrahmt war das Ganze durch eine Zusammenfassung von Pewarskis krimineller Laufbahn und seiner wundersamen Wandlung. Ebenso war Kevin Hubers «Laufbahn» chronologisch aufgeführt.

Huber war fassungslos. Welches böse Spiel spielte Pewarski mit ihm? In seinem Kopf schwirrte alles durcheinander. Nun war alles verloren. New Mexiko, Albuquerque, Meth kochen, ein schönes Leben in Saus und Braus; alles nur ein schöner Traum.

Ende, Schluss, aus und vorbei.

Er rief dennoch seinen Vater an, brach am Telefon kurz in Tränen aus und entschuldigte sich für den Kummer, welchen er seinem Vater bereite. Die halbe Zürcher Kantonspolizei hörte mit.

Auch der Vater war verzweifelt und flehte seinen Sohn an, sich der Polizei zu stellen. «Ich gehe ganz sicher nicht mehr in den Knast zurück! Es ist doch alles sinnlos!» antwortete ihm sein Sohn. Dann beendete er den Handyanruf. Es nützte auch nichts, dass sein Vater mehrmals verzweifelt und immer lauter «Kevin, Kevin!» rief.

Der Anruf hatte aber lange genug gedauert, um Kevin Hubers Handy zu orten. Sofort nahm die Zürcher Kriminalpolizei mit dem Landeskriminalamt Baden-Württemberg Kontakt auf. Bis alles Nötige geklärt, vereinbart und veranlasst war, ging wertvolle Zeit verloren. Fünf Zürcher Polizisten flogen mit einem Helikopter nach Stuttgart, und das dortige mobile Einsatzkommando wurde in Marsch gesetzt.

Die Polizisten stürmten in Vollmontur die alte, heruntergekommene Mietskaserne im Leonhardviertel und brachen etliche Wohntüren auf, bis sie endlich Kevin Huber in einer besonders heruntergekommenen Absteige entdeckten.

Er lag tot auf einem zerwühlten Bett, die Spritze steckte noch in seinem linken Arm. Er hatte sich den goldenen Schuss gesetzt.

Anders als erhofft hatte er sich aber nicht mit einem Gefühl von Wärme, Geborgenheit und Euphorie von dieser Welt verabschieden können, sondern er erstickte jämmerlich an seinem eigenen Erbrochenen. Genau wie Jane, Jesse's Freundin in Breaking Bad.

Sunny / Gudrun kehrte frühmorgens von der Arbeit nach Hause zurück. Sie war etwas sauer auf Kevin, weil er sich die ganze Nacht

nicht hatte blicken lassen. Sie wurde schon am Hauseingang von der Polizei erwartet und festgenommen. Sie bekam einen Weinanfall, als sie hörte, was mit Kevin/Walter passiert war. Etwas weniger überrascht war sie, als sie erfuhr, wer ihr Walter wirklich gewesen war. Sie hatte immer gespürt, dass Walter, der also Kevin hiess, irgendein schlimmes Geheimnis mit sich herumtrug.

Nach zehn Tagen Untersuchungshaft wurde sie wieder freigelassen. Sie hatte ganz offensichtlich nichts mit Kevins Verbrechen zu tun.

Als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, war das Durcheinander noch grösser als sonst. Die Polizei hatte wirklich alles gründlich durchsucht.

Es stank erbärmlich nach Erbrochenem und Tod.

Sie sass auf ihrem verschmutzten Bett und weinte bitterlich.

47. Nachwehen

Die Erleichterung war allgemein gross, nachdem Kevin Huber tot aufgefunden worden war. An den Stammtischen war die Meinung rasch gemacht: sein Tod sei sowieso die beste Lösung. So würden dem Stimmbürger und Steuerzahler ein teures Gerichtsverfahren und ein langer und kostspieliger Strafvollzug erspart.

Hubers Verteidiger Rodolpho Bergmann bedauerte natürlich, einen so interessanten Klienten verloren zu haben. Er ging aber nicht einmal an die Beerdigung von Kevin Huber. Wem hätte er denn die dafür aufgewendeten Stunden verrechnen sollen?

Anders der Chef des Sozialdienstes der JVA Pöschwies Thomas Faber. Dieser hatte nie ganz begriffen, wie sich ein an sich gutmütiger Kerl wie Kevin Huber zu derart irren Taten hatte verleiten lassen. Faber wohnte der schlichten Bestattung auf dem Friedhof Nordheim in Zürich als Vertreter der JVA Pöschwies bei. Der Vater von Kevin schätzte diese Geste. Auch Gudrun Sawatzki reiste von Stuttgart an.

Hartmut Hartmann ging es nicht gut. Zwar war der grösste mediale Sturm bald einmal überstanden. Der nächste «Skandal» liess aber nicht lange auf sich warten.

Dieses Mal war es zwar nur eine kleinere Geschichte, welche wieder die Boulevardzeitung lancierte. Ein älterer Verwarther, welchem begleitete Urlaube bewilligt worden waren, hatte doch tatsächlich die Frechheit, auf einem solchen Urlaub einem Kantonsrat der Bürgerpartei mit dem Handy seines Begleiters, eines JVA-Werkmeisters, zu telefonieren. Es war eine abgekartete Sache. Der umtriebige Kantonsrat fragte den Urlauber am Telefon, wo er jetzt sei, was er so mache und wo im Moment sein Bewacher sei. «Der ist in der Beiz», antwortete der Häftling, «ich bin für unser Telefonat kurz auf die Terrasse gegangen.» «Sie sind jetzt also ohne Begleitung und ohne Überwachung da?» wiederholte der Kantonsrat. «Korrekt», war die Antwort des Verwarthten. Das war im Prinzip schon die ganze Geschichte, aber die Boulevardzeitung machte den nächsten Justizskandal daraus.

«Nichts gelernt: Verwarther allein im Ausgang» lautete die Schlagzeile der Sonntag-Boulevard-Zeitung, daneben ein grosses farbiges Foto von Direktor Hansruedi Herzog und ein kleineres Schwarzweiss-Foto von Hartmann. Der Chefredaktor der Boulevardzeitung beklagte in einem kurzen Kommentar, wie erschreckend fahrlässig der Zürcher Justizvollzug mit gefährlichen Insassen umgehe. Jetzt brauche es endlich personelle Konsequenzen. Der Justizdirektor sei gefordert. Da konnte Hartmann und sein Chef Rechtsdienst Fabian Fink noch hundert Mal erklären, was ein begleiteter Urlaub genau bedeute und dass mit dem Handy telefonieren nicht verboten sei.

Hartmann musste dem Kommunikationsfachmann Mark Knoll im Nachhinein rechtgeben. Die Gelegenheit wäre jetzt günstig, der Pöschwiesdirektor wäre ein geeignetes Bauernopfer. Hartmann konnte sich allerdings nicht zu diesem Schritt durchringen. Abgesehen davon, dass Herzog einen wirklich guten Job machte, wusste Hartmann, dass er damit ein fatales Signal in die Justizvollzugswelt

hinausgesendet hätte. Nirgends waren Kontinuität und Vertrauen in die Führung wichtiger als in einer Strafanstalt.

48. Rekonvaleszenz

Hansruedi Herzog ging es noch schlechter als Hartmann. Er litt schon seit längerer Zeit an Schlaflosigkeit und musste sich schliesslich krankschreiben lassen. Er nahm ein Timeout in einem Kurhotel im Engadin. Es war in diesem Jahr schon früh Winter geworden. An einem sehr kalten Dezember-Tag kurz vor Weihnachten besuchte ihn Hartmann. Da Schnee gefallen war, war er mit Zug und Postauto angereist. Die Hinfahrt dauerte gut drei Stunden. Sie sprachen lange miteinander. Immer wieder fiel Schnee und ab und zu zeigte sich eine matte Sonne durch die Wolken. Herzog ging es glücklicherweise schon wieder etwas besser, und Hartmann versicherte ihm, dass alle sehnlichst auf seine Rückkehr warten würden.

Hartmann ging auf Empfehlung von Franz Stadtmann zu einem Psychiater für eine psychotherapeutische Supervision. Dr. Klaus Siegel war ein älterer Therapeut mit viel Erfahrung, auch im Bereich des Justizvollzugs. Anfänglich besuchte ihn Hartmann alle vierzehn Tage, dann nur noch einmal im Monat und schliesslich nach acht Monaten gar nicht mehr. Hartmann hatte keine grossen neuen Erkenntnisse erlangt, vieles war ihm aber dank Dr. Siegel klarer geworden. Vor allem hatte er begriffen, dass man einen Job wie den seinen nicht beliebig lange machen konnte.

Auch Franz Stadtmann, der an sich ein harter Knochen war, kam nicht ganz ungeschoren davon. Er erlitt wegen Nierensteinen mehrere äusserst schmerzhaft Koliken. Die Steine mussten mit einem kleinen chirurgischen Eingriff beseitigt werden.

Das JuV war zeitweise ein halbes Lazarett. Der Heilungsprozess wurde nicht unbedingt dadurch gefördert, dass die vom Justizdirektor eingesetzte Untersuchungskommission unter der Leitung von Jean-Pierre Dübendorfer immer wieder in alten Wunden herumstocherte.

Immerhin hatte die Staatsanwaltschaft bisher gegen keinen von Hartmanns Leuten eine Strafuntersuchung eröffnet. Offenbar war kein Anfangsverdacht für strafrechtlich relevantes Fehlverhalten vorhanden. Die Staatsanwaltschaft behielt sich aber ausdrücklich vor, allenfalls gestützt auf den Schlussbericht der Untersuchungskommission doch noch ein Strafverfahren zu eröffnen. Regierungsrat Martin Paul Nauer hatte die Untersuchungskommission nämlich damit beauftragt, ohne Rücksicht auf Rang und Namen Strafanzeige zu erstatten, wenn genügend Anhaltspunkte dafür vorlägen. Wenn nicht, so sei dies im Bericht «auf Sistierungsniveau abzuhandeln», stand in seinem Auftrag an die UK.

49. Der UK-Bericht

Im Frühling lagen die Resultate der Untersuchungskommission endlich vor. Die Erleichterung war bei Hartmann und seinen Leuten riesengross, als schon vorgängig durchsickerte, dass keine Strafanzeigen eingereicht würden.

An einer gemeinsamen Medienkonferenz mit dem Justizdirektor stellte der Vorsitzende der UK Jean-Pierre Dübendorfer zusammen mit den beiden anderen Mitgliedern der Untersuchungskommission, alt Staatsanwalt Bernhard Martell und der Direktorin der Strafanstalt Hindelbank Anne-Louise Benoit, ihren Bericht vor. Sie hätten etliche Fehler in den Abläufen entdeckt, zum Teil auch solche systematischer Natur.

Am Brisantesten war der Vorschlag, welchen Bernhard Martell vorstellte: Sämtliche bereits bewilligten Urlaube seien zu sistieren und alle nochmals gründlich durch die Fachkommission und die Amtsleitung zu überprüfen. Nur mit Mühe konnte Hartmann seinen Chef davon überzeugen, dass sie diesem Antrag unter keinen Umständen Folge leisten dürften. Vor über fünfzehn Jahren waren bereits einmal sämtliche Urlaube sistiert worden, ebenfalls in Zusammenhang mit einem Tötungsdelikt eines Insassen auf Urlaub.

Hartmann, der seinerzeit noch Generalsekretär der Justizdirektion gewesen war, hatte seinem damaligen Chef, Justizdirektor Max Fuchsberger zwar beizubringen versucht, dass dies rechtlich nicht zulässig sei. Ein Urlaub werde mit einer individuellen, im Einzelfall anfechtbaren Verfügung bewilligt. Eine solche könne nicht einfach durch einen generell-abstrakten Akt aufgehoben werden. Rechtlich sei das eindeutig, Straf- und Verwaltungsrecht für Anfänger. Es brauche im Einzelfall analog nach den Regeln der Revision eine saubere rechtliche Überprüfung. Fuchsberger war der bessere Politiker als Jurist. Solche rechtlichen Feinheiten waren ihm schlicht egal. Er wurde bald einmal Bundesrat. Martin Paul Nauer wiederum war ein brillanter Staatsrechtler und fühlte sich in seiner Ehre als Jurist angesprochen. So musste er nolens volens Hartmann und seinem Chef Rechtsdienst Fabian Fink beipflichten. Dafür wurde er von den Medien und der Politik hart kritisiert. Nur die gediegene Tageszeitung schien die juristische Argumentation einigermaßen begriffen zu haben.

Alt Staatsanwalt Bernhard Martell erinnerte Hartmann noch jahrelang bei jeder Gelegenheit daran, dass dies Hartmanns Sündenfall gewesen sei. «Ceterum censeo...!»

Das zweite zentrale Thema des UK-Berichts war die ungenügende Kommunikation zwischen den verschiedenen Amtsstellen. So hatte es die Staatsanwaltschaft unterlassen, die Vollzugsbehörden zu informieren, dass Kevin Huber aus der Untersuchungshaft entlassen werde. Dies habe wiederum dazu geführt, dass trotz laufendem Rückversetzungsverfahren der Vollzugsbehörden keine Sicherheitshaft angeordnet worden sei. Ob dies die Bewährungs- und Vollzugsdienste bei korrekter Information auch tatsächlich gemacht hätten, stand allerdings auf einem anderen Blatt.

Zudem übernahm die Untersuchungskommission das Narrativ der Kantonspolizei, diese sei vom Justizvollzug nach Hubers Abgang ab Urlaub nicht genügend über seine Gefährlichkeit informiert worden. Nur deshalb sei er nicht rechtzeitig öffentlich zur Fahndung ausgeschrieben worden. Zwar wussten alle Frontleute, dass dies nicht

stimmte. Was konnte man aber schon gegen die Politik und die Medien ausrichten. Zudem wäre ein Untersuchungsbericht, der keine Fehler aufdeckte, verdächtig gewesen. Deshalb schluckte auch der auftragsgebende Justizdirektor die bittere Pille.

Regierungsrat Nauer stellte in Aussicht, den Informationsaustausch zwischen den Amtsstellen unter Einbezug der Gerichte umgehend zu verbessern. Zu diesem Zweck wurde eine Arbeitsgruppe - natürlich einmal mehr unter dem Lead des unersetzlichen Chefs Rechtsdienst Fabian Fink – eingesetzt. Es wurden komplizierte Flussdiagramme und neue Meldeformulare entwickelt. Die Praktiker hatten daran wenig Freude. Sie bezweifelten den praktischen Nutzen.

50. Mister Bean

Als es Frühsommer wurde, feierte das Amt für Justizvollzug sein zehnjähriges Jubiläum. Es gab zwar Leute, die dies seltsam fanden. Wie könne man nur feiern, dass ein Amt nunmehr seit zehn Jahren Menschen einsperre.

Hartmann selbst kam es so vor, wie wenn es zwanzig Jahre gewesen wären. Es wurde für alle Mitarbeitende, zahlreiche Ehemalige und viele Gäste ein wirklich reichhaltiger Apéro Riche im Volkshaus offeriert, mit diversen Ansprachen und Vorführungen. Hartmann sprach vom Kind JuV, das eigentlich nur Väter gehabt habe, und nun langsam gross geworden sei. Das kam schon damals nicht sehr gut an, auch wenn es dummerweise stimmte.

Leider blieb Hartmut Hartmann auch an diesem denkwürdigen Feiertag eine grössere Peinlichkeit nicht erspart. Schon zu Beginn des Festes mischte sich ein optisch recht gutes Mister-Bean-Double unter die Gäste. Mr. Bean hatte dann seinen Soloauftritt. Er begann mit einer Nummer, in welcher er einen länglichen roten Ballon zu einem Penis mit zwei dicken Eiern drehte, um damit mit eindeutig zweideutigen Bewegungen auf weibliche Mitarbeiterinnen los zu gehen. Hartmann glaubte, im falschen Film zu sein und schaute ratlos in Richtung

Ehrengast Regierungsrat Martin Paul Nauer, der wie versteinert zusah. Der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste Hanspeter Matzinger schüttelte ungläubig seinen Kopf. "Das geht sicher rasch vorbei", dachte sich Hartmann. Er täuschte sich wieder einmal gewaltig. Mister Bean bat eine Mitarbeiterin auf die Bühne, setzte sich auf einen Stuhl und sie auf sich, rieb sich an ihr mit seinem Ballon-Gemächt, bis dieses mit lautem Knall platzte. Manche Leute fanden dies wahnsinnig lustig. Hartmann wiederum hoffte inbrünstig, dass das niemand mit Handy mitgefilmt hatte und vielleicht aufs Internet stellen würde. Er war aber nicht imstande gewesen, rechtzeitig einzugreifen und Mister Bean zu stoppen.

51. Alles wird gut

Aus Teddy Pewarski war ein vorbildlicher Häftling geworden.

Er war zwar enttäuscht, dass Huber seinen Abgang nicht besser orchestriert hatte. Mit einer geladenen Smith & Wesson Highway Patrol wäre schon etwas mehr drin gelegen. Pewarski hätte sich aber sicher sehr gefreut, wenn er gewusst hätte, dass Huber auf den Wichlen immerhin noch einem alten Bähnler das Licht ausgeknipst hatte. Vielleicht wäre dann sein Urteil über Huber etwas milder ausgefallen. Am wichtigsten war jedoch, dass ihm Huber auf den richtigen Weg zurückgeholfen hatte. Hierfür verspürte er sogar so etwas wie Dankbarkeit.

In breiten Kreisen der Zürcher Justiz wurde die Ansicht vertreten, dass der Selbstmord Hubers eigentlich die am wenigsten schlechte Lösung von allen denkbaren sei. So wurde der Justizdirektion ein peinlicher Strafprozess gegen Huber, welcher auch die Fehler von Justizvollzug und Strafverfolgung thematisiert hätte, erspart. Das wiederum war letztlich Pewarskis Verdienst, welcher Huber mit seinem Aufruf zur Aufgabe jede Hoffnung genommen hatte. Dafür konnte man Teddy Pewarski eigentlich nur danken.

Pewarski widerstand sogar der Versuchung, auf eine der diversen medialen Interviewanfragen einzugehen. Gemäss Rechtsprechung des Bundesgerichts hätte ihm die JVA Pöschwies dies kaum dauerhaft verweigern können. Pewarskis Anwalt Tobias Huth konnte ihn auch nicht umstimmen und war darüber ziemlich enttäuscht. Umso erfreuter zeigten sich Direktor Herzog und JuV-Chef Hartmann. Pewarski schien seine Lektion tatsächlich gelernt zu haben.

Zu Pewarskis Begründung, warum er die Interviews ablehnte, konnte ihm der Chef des JVA-Sozialdienstes Thomas Faber nur gratulieren. Pewarski sagte nämlich, dass diese Interviews für seine Resozialisierung nicht gut wären. Er wisse zudem, dass er gegen seine narzisstische Ader ankämpfen müsse.

52. Eine Freundschaft wird aufgekündigt

Teddy Pewarski versuchte auf jede nur erdenkliche Art, sein neues Image zu pflegen. So besuchte er regelmässig den wöchentlichen Gottesdienst und belegte für seine Freizeit einen Töpferkurs. Er liess sich in der Gefangenbibliothek nur noch sinnstiftenden Bücher aus. Zudem bemühte er sich beim Psychiatrisch-Psychologischen Dienst um eine freiwillige Therapie.

Bezüglich Freundschaften und Kontakten mit anderen Insassen wurde er sehr wählerisch. Ihn interessierten vor allem Gefangene, die kurz vor ihrer Versetzung in den offenen Vollzug oder vor der bedingten Entlassung standen. Zudem hielt er sich von Insassen mit schlechtem Ruf konsequent fern.

Er hatte allerdings schon seit längerer Zeit guten Kontakt zu seinem Mitinsassen Samuel Leutenegger gehabt. Leutenegger gehörte zu derjenigen Sorte von Häftlingen, welche der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes Franz Stadtmann als von Grund auf böse bezeichnen würde. Er sass in einer langjährigen Freiheitsstrafe mit anschliessender Verwahrung ohne Aussicht auf Vollzugslockerungen.

Pewarski und Leutenegger hatten sich öfters während des gemeinsamen Spazierganges über die Mittagszeit im grossen Hof der JVA miteinander unterhalten. Sie erkannten sofort, dass sie beide ähnlich manipulativ und an gleichen Themen interessiert waren, Seelenverwandte ohne Seelen, Brüder im Geiste ohne Spiritualität, Yin und Yang des Bösen. Sie spielten deshalb nicht ihre üblichen Spielchen miteinander, sondern tauschten sich lieber über ihre Erfahrungen, Fantasien und Visionen aus.

Leutenegger war intelligent und in seinem Berufsleben ziemlich erfolgreich gewesen. Zusammen mit seinem damaligen viel jüngeren Freund war er auf Kinderfang gegangen. Sie waren ein Liebespaar, hatten gemeinsam ihre kleinen Opfer übel missbraucht und in einem Fall sogar geplant, ein kleines Kind über einen Pädophilenring ins Ausland zu verkaufen. Sie machten sich jeweils an alleinerziehende, überforderte und meistens drogen- oder alkoholsüchtige Mütter heran und boten ihnen ihre Hilfe an. Sie waren schliesslich im letzten Moment aufgefliegen, als sie sich Salzsäure in grosser Menge beschaffen wollten. Diese hätte dazu gedient, Kinderleichen aufzulösen.

Leuteneggers Freund wurde als vermeintlicher Mitläufer mit einer relativ geringen Freiheitsstrafe sanktioniert, Leutenegger selber bekam die volle Härte des Gesetzes zu spüren und wurde zu 20 Jahren Freiheitsstrafe mit anschliessender Verwahrung verurteilt. Die Freiheitsstrafe hatte er zwischenzeitlich schon fast abgessen, und er würde nun nahtlos in die Verwahrung wechseln.

Er galt als einer der schwierigsten Gefangenen der JVA Pöschwies. Er hatte schon mehrere – wohl in erster Linie appellative - Suizidversuche begangen und auch längere Hungerstreiks durchgeführt.

Erst vor kurzer Zeit war es Samuel Leutenegger gelungen, einen jüngeren Mitgefangenen davon zu überzeugen, mit ihm eine eingetragene Partnerschaft einzugehen. Schon früher hatte er den

Antrag gestellt, mit seinem neuen Partner das Familienzimmer der JVA Pöschwies aufsuchen zu dürfen.

Sofern ein Insasse eine feste Beziehung hatte, konnte bei Wohlverhalten nach einer gewissen Zeit ein Besuch im sog. Familienzimmer bewilligt werden. Die Voraussetzungen für die Bewilligung des Familienzimmers wurden im Verlauf der Zeit immer mehr gelockert, es stand irgendwann einmal auch unverheirateten und gleichgeschlechtlichen Paaren zur Verfügung. Ebenso konnte der Besuch im Familienzimmer für Beziehungen, die sich erst im Verlauf des Vollzugs ergeben hatten, verlangt werden. Der Zugang zum Familienzimmer durfte zudem nicht davon abhängig gemacht werden, dass das zu erwartende Sexualverhalten den gängigen Moralvorstellungen entsprach.

Der Umstand, dass sich zwei verurteilte Pädophile im Familienzimmer der JVA vergnügen wollten, machte Hartmann und seinen Leuten grosse Mühe. Pöschwiesdirektor Herzog liess dies deshalb mit verschiedenen, nicht besonders stichhaltigen Argumenten verbieten. U.a. wurde eine potentielle Gefährdung des einen Insassen durch den anderen geltend gemacht.

Auf das Heiratsgesuch reagierte Direktor Herzog mit sofortiger Versetzung des jüngeren Mannes in die JVA Bostadel, worauf die Sache im Sand verlief. Hätte Leuteneggers Geliebter nicht seine Meinung geändert, so wären ihre Heirat und wohl auch die gemeinsame Benützung des Familienzimmers nicht zu verhindern gewesen.

Leutenegger hatte es aber immerhin geschafft, dass seine freiwillig begonnene Therapie von einem externen Psychiater durchgeführt werden musste. Er hatte auf dem Rechtsmittelweg erfolgreich argumentiert, sämtliche Psycholog:innen und Psychiater:innen des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Zürcher Justizvollzugs seien ihm gegenüber voreingenommen und befangen. Ihr Chef Franz Stadtmann habe in der Öffentlichkeit nur allzu deutlich zum Ausdruck

gebracht, dass er ihn, Leutenegger, für einen hoffnungslosen Fall halte. Man müsse ihn für immer einsperren.

Das alles machte Samuel Leutenegger in den Augen von Teddy Pewarski ursprünglich besonders sympathisch. Er sah sich durch Leutenegger in seiner Haltung gegenüber dem Psychiatrisch-Psychologischen Dienst des JuV gestärkt.

Jetzt aber war für Teddy Pewarski die Zeit gekommen, um sich zumindest dem Schein nach von allen Altlasten loszusagen. Er vermied von nun an konsequent jeden Kontakt zu Leutenegger.

Und also geschah: es wurde der neue, gute Teddy Pewarski geboren.

Kapitel III: Der gute Mann

53. Nobody is perfect

Das Bezirksgericht Meilen hatte in seinem Urteil eine therapeutische Behandlung für Pewarski mangels Behandelbarkeit ausdrücklich abgelehnt. In Zürcher Justizvollzugskreisen war man sich aber grundsätzlich einig, dass jeder Häftling, der wegen eines Gewalt- oder Sexualdeliktes in der JVA Pöschwies einsass, eine entsprechende Therapie brauche bzw. durchlaufen sollte. Auch Hartmut Hartmann war dieser Meinung. Nicht einig war man sich, ob das auch für Verwahrte gelten solle.

Der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes Franz Stadtmann war die Entwicklung Pewarskis nicht ganz geheuer. Er hatte immer noch das Gefühl, dass Pewarski alle an der Nase herumführe. Pewarski lehnte konsequent jedes Gespräch mit Stadtmann ab. Er habe einfach kein Vertrauen mehr zu ihm. Zu schlecht seien seine Erfahrungen mit Stadtmann im Rahmen seiner Begutachtung gewesen.

Weder Hartmann, Fink noch Herzog oder Matzinger teilten Stadtmanns Bedenken. An einem ihrer abendlichen Gespräche, als Stadtmann wieder einmal damit anfangen wollte, wagte es Hartmann ihm sogar zu sagen, dass Stadtmann persönliche Misserfolge offensichtlich schlecht verdaue. Pewarskis positive Veränderung sei ganz offensichtlich nicht auf seinem Mist gewachsen. Trotzdem sei sie real. Stadtmann finde aber immer nur gut, was direkt von ihm selber stamme. Zudem weise selbst sein berühmtes ROST-Tool klar nach, dass sich Pewarski zum Positiven verändere. Stadtmann behaupte ja immer, ROST könne sich nicht täuschen. Wie es nun damit sei?

Damit war Stadtmann faktisch schachmatt gesetzt. Er antwortete Hartmann beleidigt: «Nobody is perfect, nicht einmal ROST.» Soweit, dass er zugegeben hätte, Pewarski habe ROST überlistet, ging er aber nicht.

54. Die JuV-Geschäftsleitung

Anlässlich der ordentlichen monatlichen Geschäftsleitungssitzung des Amtes für Justizvollzug wurde ausführlich darüber diskutiert, ob Pewarski eine vollzugsbegleitende therapeutische Behandlung bekommen solle. Ausser Stadtmann und dem Chef der Zürcher Gefängnisse Igor Brunschwiler sprachen sich alle anderen Geschäftsleitungsmitglieder für eine vollzugsbegleitende Therapie für Pewarski aus. Brunschwiler war aus grundsätzlichen Überlegungen dagegen. Er erinnerte auch gerne immer wieder daran, dass sie alle in einem Steinbruch und nicht an einer Fachhochschule arbeiteten.

Allen voran plädierte der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste Hanspeter Matzinger für eine freiwillige Therapie. Hartmann hielt sich aus taktischen Gründen etwas zurück, war aber sehr zufrieden mit dem Verlauf der Diskussion. Der MZU-Direktor Hubert Michaelis war als Vertreter der sog. konfrontativen Pädagogik sowieso schon immer ein überzeugter Therapiebefürworter gewesen.

Die Geschäftsleitung stimmte wie fast immer nicht formell ab, es war am Schluss aber klar, dass alle mit Ausnahme von Igor Brunschwiler und Franz Stadtmann eine Therapie für Teddy Pewarski befürworteten. 4:2.

Kontrovers wurde über die öffentliche Kommunikation im Fall Huber / Pewarski diskutiert. Brunschwiler kritisierte die fehlende öffentliche Fahndung nach Hubers Flucht ab Urlaub und bekam Unterstützung vom Chef des Rechtsdienstes Fabian Fink. Dieser wollte seine Äusserungen aber nicht als Kritik verstanden wissen, sondern als Empfehlung für die Zukunft. Nur so sei man auf der sicheren Seite. Die Medienverantwortliche Helena Marazzi schloss sich Finks Einschätzung an. Man fahre bekanntlich sehr gut damit, sämtliche Suizide in Gefängnissen stets öffentlich zu kommunizieren. So vermeide man den Eindruck, etwas verheimlichen zu wollen. Ähnlich sehe sie es für Fluchten aus einer geschlossenen Anstalt.

An diesem Punkt erinnerte Hartmann daran, dass es eben nicht um eine Flucht Hubers, sondern um eine Nichtrückkehr aus einem unbegleiteten Urlaub gehe. Das sei ein grosser Unterschied.

Man war sich immerhin einig, dass nicht automatisch bei jeder Nichtrückkehr aus einem Urlaub eine öffentliche Fahndung angezeigt sei. Es sei nach wie vor sinnvoll, die Fahndungstaktik der Kantonspolizei zu überlassen. Man befürwortete aber auch, dass bei einer echten Flucht aus einer geschlossenen Anstalt stets die Öffentlichkeit informiert werden müsse. Das war nun allerdings nichts Neues.

Der Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog und der Direktor der Gefängnisse Igor Brunschwiler wiesen einmal mehr darauf hin, dass ihrer Meinung nach Franz Stadtmann als Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes und Mitglied der Geschäftsleitung des JuV ebenfalls eine operative Mitverantwortung für den gesamten Zürcher Justizvollzug mitzutragen habe. Er trete aber in der Öffentlichkeit und gerade auch wieder im aktuellen Fall wie ein unabhängiger Experte auf. Das sei er zwar sicher auch, aber nicht ausschliesslich. Er sei vor allem auch einer der obersten Verantwortungsträger des JuV. Es komme bei ihren Leuten in der JVA Pöschwies und den Gefängnissen einfach nicht gut an, wenn sich Stadtmann in Interviews bis zu einem gewissen Grad von seinen Kolleg:innen distanzieren und zudem zumindest indirekt Kritik am Zürcher Justizvollzug übe.

Das war nun in der Tat ein heikles Thema, mit welchem manchmal auch Amtschef Hartmann seine liebe Mühe hatte. Schon fast reflexartig unterstützte er aber auch in diesem Punkt Franz Stadtmann. Er wies darauf hin, dass der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes mit seinen überzeugenden und immer konstruktiven öffentlichen Auftritten dem Zürcher Justizvollzug letztlich am meisten nütze. Es helfe wenig, wenn er einfach zu einem weiteren Geschäftsleitungsmitglied würde, auf welches Medien und Politik einprügeln könnten. Für sie, die anderen Geschäftsleitungsmitglieder, heisse es eben, in solchen Situationen die Zähne zusammen-

zubeissen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Da gelte es, das eigene Ego zurückzustellen. Wie es mit dem Ego von Stadtmann stehe, wurde nicht weiter vertieft.

Meist dauerten die Geschäftsleitungssitzungen bis in den späten Abend. Hartmann war der Meinung, es sei für ihre Zusammenarbeit wichtig, für Diskussionen genügend Raum zu lassen. Manchmal war auch ganz einfach seine Sitzungsleitung zu wenig straff.

An diesem Nachmittag hatte es niemand eilig. Es war allen ein Bedürfnis, sich auszusprechen und sich gegenseitig volle Unterstützung zuzusichern.

Hubert Michaelis, in dessen Massnahmenzentrum Uitikon (MZU) die Geschäftsleitungs-Sitzung stattfand, erinnerte daran, dass man Kevin Huber im MZU bestens kenne. Er habe hier in Uitikon vier Jahre lang eine Massnahme für junge Erwachsene gemäss Art. 61 Strafgesetzbuch absolviert. Man habe die zwei Gesichter Hubers bestens kennengelernt. Manchmal sei er ein zugewandter, interessierter, vernünftiger und lustiger junger Mensch gewesen, manchmal ein schwer zugänglicher, verstockter und gewalttätiger Macho. Huber sei auch immer wieder als Unruhestifter in Erscheinung getreten. So habe er über längere Zeit Vodka und Gin ins MZU eingeschmuggelt. Er habe zu diesem Zweck jeweils eine 1,5 Liter Rivella Flasche präpariert und durch den dunkelbraunen Flaschenboden zwei kleine Löcher gebohrt, dann das Süssgetränk abgelassen und vorsichtig die Flasche mit Alkohol wieder aufgefüllt. Schliesslich habe er den Flaschenboden mit einem Heissluft-Föhn wieder versiegelt. Bei der Kontrolle habe man dann nur die unverdächtige, noch verschlossene Rivella-Flasche gesehen. Irgendwann einmal sei aber ein Sicherheitsmann auf die Idee gekommen, die Rivella-Flasche einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, und so flog Hubers Trick auf.

Zudem war Kevin Huber auch schon zu MZU-Zeiten immer wieder mit kleineren oder grösseren Verspätungen aus dem Urlaub zurückgekehrt. Alles in allem schien er in den vier Jahren aber reifer

geworden zu sein. Michaelis hatte gehofft, Huber würde nach der bedingten Entlassung seine Chance auf ein deliktsfreies Leben in Freiheit packen. Es war aber sicher ein grosses Handicap, dass Huber keine Berufslehre geschafft, sondern nicht weniger als drei Lehren bzw. Anlehen abgebrochen hatte. Mangelndes Interesse, zu wenig Einsatz, Unzuverlässigkeit, Disziplinlosigkeit und nicht bestandene Prüfungen waren jeweils die Gründe dafür.

Am Anfang seiner Tätigkeit als Amtschef hatte Hartmann in vergleichbaren Fällen jeweils dafür plädiert, die Massnahme abzubrechen und die aufgeschobene Freiheitsstrafe zu vollziehen. Er hatte von Hubert Michaelis aber gelernt, dass die Massnahme für junge Erwachsene in einem ständigen Ringen zwischen Anpassung und Widerstand bestehe und dass die jungen Erwachsenen oftmals auf Massnahmenabbruch hin spekulierten. Sie empfanden den normalen Gefängnisalltag nämlich als bequemer und weniger herausfordernd als den Massnahmenvollzug.

Konfrontative Pädagogik war eben tatsächlich für alle anstrengend.

55. Freiwillige Zwangstherapie

Die Geschäftsleitung des Justizvollzugs war also der Meinung, dass Teddy Pewarski eine vollzugsbegleitende therapeutische Behandlung bekommen sollte, obwohl das Gericht ausdrücklich von einer solchen abgesehen hatte. Es schien aber auch in seinem Fall durchaus Sinn zu machen, wenn sich der Verurteilte damit auseinandersetzte, wie es zu seinen Gewalttaten kommen konnte.

Von grundsätzlicher Problematik war ein ganz anderer Punkt: Verweigerte ein Insasse eine vom Justizvollzug angebotene „freiwillige“ Therapie, so wurden ihm keinerlei Vollzugslockerungen und keine vorzeitige Entlassung gewährt. Das wusste Pewarski natürlich.

Und wenn sich ein Verurteilter auf eine Therapie einliess, so musste ihm klar sein, dass diese nicht dem Arztgeheimnis unterstand, sondern zumindest die wesentlichen Erkenntnisse daraus den Vollzugsbehörden mit Behandlungsberichten zur Kenntnis gebracht würden. Das sah der Behandlungsvertrag, welchen jeder Gefangene unterzeichnen musste, zwingend so vor.

Gemäss hippokratischem Eid wären Franz Stadtmanns Psychiater:innen und Psycholog:innen allein und ausschliesslich dem/der Patient:in verpflichtet. Sie hatten aber ein Doppelmandat, nämlich die Behandlung des Patienten sowie die Ablieferung von Berichten an die Vollzugsbehörden im Hinblick auf allfällige Vollzugslockerungen. Stadtmann behauptete zwar immer, dies nütze dem Patienten und der Öffentlichkeit gleichermassen, es gebe also keine Pflichten- oder Interessenkollision. Amtschef Hartmann hatte aber genug Fälle gesehen, in welchem der Schutz der Öffentlichkeit zu Lasten des Patienten ging. Stadtmann wies wiederum stets darauf hin, es stehe ja so im Behandlungsvertrag, welchen der Patient freiwillig unterzeichnet habe. Nur hatte der Patient gar keine andere Wahl, als sich auf dieses „Therapiebündnis“ einzulassen. Denn dies war seine einzige Chance für eine Vollzugslockerung. Von Freiwilligkeit konnte deshalb kaum die Rede sein. So kam denn in Anwaltskreisen der Kampfbegriff „Zwangstherapie“ auf.

Die Jurist:innen des Justizvollzugs beriefen sich für ihre Praxis darauf, dass gemäss Zürcher Straf- und Justizvollzugsgesetz die verurteilte Person daran mitzuwirken habe, das Vollzugsziel zu erreichen. Und dies sei eben nicht machbar, ohne dass ein wegen Gewalt- oder Sexualdelikte verurteilter Straftäter an seiner Problematik arbeite und sich damit therapeutisch auseinandersetze, statt seine Delikte einfach zu bagatellisieren oder ganz zu verdrängen.

Es gab für diese Vorgehensweise im Bundesrecht keine einzige gesetzliche Grundlage. Hatte das Gericht keine therapeutische Massnahme angeordnet, so waren die Justizvollzugsbehörden

schlicht nicht berechtigt, eine solche unter Androhung von Nachteilen für den Verurteilten einzufordern.

Der alte Bankräuber Heinz Wolfensberger, der insgesamt seit über dreissig Jahren im Vollzug sass, hatte sich stets einer solchen therapeutischen Behandlung verweigert, und dementsprechend wurden ihm keinerlei Vollzugslockerungen gewährt. Wolfensberger liess sich nicht weichkochen. Er sagte immer nur, er sei völlig normal im Kopf und brauche keine Therapie. Er wurde für seine konsequente Haltung von vielen Insassen – so auch von Teddy Pewarski - sowie von manchen Aufsehern bewundert. Erst das Bundesgericht stoppte in seinem Fall das Spiel mit der freiwilligen Zwangstherapie. Wolfensberger kam frei und wurde nicht mehr rückfällig.

Teddy Pewarskis Anwalt Tobias Huth wäre an sich bereitgestanden, rechtlich dagegen vorzugehen, wenn man seinen Klienten zu einer „freiwilligen“ Therapie hätte zwingen wollen. Er wäre gerne mit grossem Geschütz aufgefahren und hätte behauptet, dies sei seitens des Justizvollzugs Amtsmissbrauch und Nötigung. Leider war Teddy Pewarski aber sofort bereit, sich auf eine Therapie einzulassen, er wünschte sie sogar für sich und stellte keinerlei Vorbedingungen. Auch der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes Franz Stadtmann gab schliesslich grünes Licht. Er teilte den anspruchsvollen Fall der erfahrenen Therapeutin Karin Steuber zu. Stadtmann ging davon aus, dass sie Pewarski als Schwindler entlarven würde. Um sicher zu sein, übernahm er selbst die Supervision. Mit einiger Sorge sah er aber, wie seine Mitarbeiterin mit Engagement und wachsendem Enthusiasmus die Behandlung Pewarskis durchführte. Ihrem Wesen entsprechend blieb sie zwar stets zurückhaltend, die erhoffte Rückmeldung an Stadtmann, Pewarski wolle die Therapie zu seinen Zwecken missbrauchen, blieb aber aus. Im Gegenteil berichtete Karin Steuber, Pewarski habe sich gut auf die Behandlung eingelassen.

Den eigentlichen Durchbruch erzielte Teddy Pewarski, als er sechs Monate nach Therapiebeginn seiner Therapeutin in einer Sitzung

erzählte, er werde ab und zu immer noch von sadistischen Tagträumen gequält werde. Er stelle sich dann vor, wie er kleine Kinder in Todesangst versetze, sie würge, dann wieder damit aufhöre, sie beruhige und wieder von Neuem beginne; bis er endlich von ihnen ablasse. Das komme zwar immer seltener vor, aber immerhin.

Die Therapeutin war begeistert. Erstmals hatte sich Pewarski ihr wirklich offenbart. Es rührte sie zusätzlich, dass Pewarski mit den Tränen kämpfte. Sie erklärte ihm, dass man nun endlich die Basis dafür habe, an seinen Defiziten, Zwängen und Phobien zu arbeiten. Pewarski habe jetzt die ganz grosse Chance auf Besserung. Auch ROST bestätigte seine grossen Fortschritte. Pewarskis Gefährlichkeitsgrad war stark gesunken und seine Behandelbarkeit kontinuierlich angestiegen.

56. Vollzugsplanung

Nun war die Zeit gekommen, um an einer grossen Vollzugsplanungskonferenz den weiteren Verlauf von Pewarskis Vollzug zu besprechen. Zu diesem Zweck versammelten sich im grossen Sitzungszimmer an der Feldstrasse 42 im Amt für Justizvollzug Amtschef Hartmann, der Chef der Bewährungs- und Vollzugsdienste Matzinger, Pöschwiesdirektor Herzog, JVA-Sozialdienstchef Thomas Faber, der Anstaltspfarrer der Pöschwies Henry Wolf, Pewarskis behandelnde Therapeutin Karin Steuber sowie der fallführende Verantwortliche der Bewährungs- und Vollzugsdienste Christian Hiller und sein Abteilungsleiter Adriano Faricelli. Franz Stadtmann lud sich gleich selbst ein, als er von der Sitzung erfuhr.

Man war sich rasch über das weitere Vorgehen einig. Als erstes brauche es ein neues Gutachten. Der leitende ärztliche Direktor der Forensik der Psychiatrischen Universitätsklinik Professor Dr. Eugen Hirsemüller war gerne bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Das gefiel Franz Stadtmann zwar überhaupt nicht, was konnte er aber

schon gegen die zweite Forensik-Koryphäe der Deutschschweiz ins Feld führen.

Wenn dieses Gutachten positiv ausfallen würde, so sei der Weg frei, der Fachkommission für Gemeingefährliche eine erste Vollzugslockerung für Pewarski zu unterbreiten, führte der Fallverantwortliche Hiller aus. Alle pflichteten ihm bei, nur die Therapeutin blieb auffallend still. Sie wollte ihren Chef Stadtmann nicht verstimmen; andererseits war sie professionell genug, um schliesslich das geplante Vorgehen zu unterstützen.

Franz Stadtmann verzichtete darauf, seinen Standpunkt nochmals ausführlich darzulegen. Er wusste, dass er verloren hatte. Gut war das nicht. Er gab aber förmlich zu Protokoll, dass er der Überzeugung sei, Teddy Pewarski habe alle - ausser ihn - überlistet. Er halte ihn nach wie vor für äusserst gefährlich.

Das gefiel Hartmut Hartmann überhaupt nicht. Er fühlte sich aber ausreichend abgesichert, wenn sowohl das neue Gutachten als auch die Fachkommission die erste Vollzugslockerung – einen begleiteten Urlaub – befürworten würde. Und davon ging er aus. Er wies zudem Protokollführer Fabian Fink an, im Protokoll lediglich zu vermerken, dass Franz Stadtmann Pewarski immer noch als gefährlich einschätze. Weitere Ausführungen dazu solle Fink weglassen. Dies fiel Stadtmann nicht weiter auf, da es nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, Protokolle zu lesen.

Schliesslich wurden für Pewarski nicht weniger als sechs begleitete Urlaube – und nicht wie üblich nur drei – geplant. Wenn die ersten drei davon erfolgreich absolviert waren, würde man mit einem Gesuch auf weitere Lockerungen – nunmehr unbegleitete achtstündige Urlaube – an die Fachkommission gelangen. Vorsichtiger konnte man ja gar nicht sein. Hartmann war sich dabei durchaus bewusst: Mit der Bewilligung des ersten begleiteten Urlaubs würde ein Schnellzug in Gang gesetzt, der bis zur bedingten Entlassung Pewarskis kaum mehr aufzuhalten war.

Als Pewarskis Rechtsanwalt Tobias Huth von dieser Vollzugsplanungskonferenz hörte, protestierte er, dass er nicht dazu eingeladen worden sei. Damit sei der Anspruch seines Klienten auf rechtliches Gehör einmal mehr eklatant verletzt worden.

Hartmann stritt sich gerne mit Tobias Huth, welchen er eigentlich recht gut mochte. «Was ist denn das Anfechtungsobjekt Ihrer Beschwerde?» wollte er von Huth wissen. Als dieser nicht sogleich antworten konnte, triumphierte Hartmann: «Sehen sie, Herr Kollege, es ist eben nur der Vollzugslockerungsentscheid selbst, gegen welchen Sie Rekurs erheben können. Und selbstverständlich geben wir ihnen vor unserer Entscheid volle Akteneinsicht und Gelegenheit, zu allen Vollzugsberichten, neuen Gutachten und der Stellungnahme der Fachkommission Ihrerseits umfassend Stellung zu nehmen.» Um Huth zu beruhigen, lehnte er sich sogar etwas zum Fenster hinaus: «Die Aussichten Ihres Klienten für eine Vollzugslockerung sind im Übrigen intakt.»

Das hörte Tobias Huth natürlich sehr gerne, und er malte sich bereits aus, wie er seinem Klienten als Erstem in der Schweiz überhaupt die bereits angeordnete Verwahrung ersparen würde, indem er ihm zur direkten bedingten Entlassung aus der Freiheitsstrafe verhalf. Damit würde er sich endgültig zum führenden Strafverteidiger für Schwerverbrecher und sogenannten hoffnungslose Fälle in der Schweiz etablieren.

57. Das Duell

Professor Franz Stadtmann versuchte immer mal wieder, mit Pewarski ins Gespräch zu kommen. Dieser verweigerte weiterhin konsequent jeden Kontakt. Er vergass aber nie zu erwähnen, Stadtmann sei eine absolute Ausnahme. Er stehe ansonsten für jedes Gespräch in jeder beliebigen Konstellation zur Verfügung. Als Grund für seine Ablehnung gab er an, Stadtmann sei ihm gegenüber maximal befangen. Der Chef des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes

bestreite nach wie vor, dass er, Pewarski, sich tatsächlich positiv verändert habe. Das tue ihm auch ganz persönlich weh. Instinktiv fühlte er aber, dass ihm Stadtmann gefährlich werden könnte.

Rein zufällig begegneten sich Pewarski und Stadtmann noch ein einziges Mal. Franz Stadtmann war in der JVA Pöschwies auf dem Weg zu einer Gruppentherapie in die Forensisch-Psychiatrische Abteilung (FPA). Sie war erst vor wenigen Jahren eröffnet worden und eigentlich Stadtmanns Kind.

Die FPA war aus dem Therapeutischen Intensivprogramm (TIP) hervorgegangen und galt schweizweit als grosse Innovation. Nirgendwo in der Schweiz gab es etwas Vergleichbares. Die Täterarbeit in einem milieuthérapeutischen Setting stand dabei im Mittelpunkt. Wie Stadtmann stets betonte, war dabei vor allem Opferschutz das Ziel.

Stadtmann sah Pewarski schon von weitem entgegenkommen, Pewarski ihn. Sie gingen langsam aufeinander zu und blieben dann auf kurze Distanz stehen. Wie bei einem Duell. Keiner wandte den Blick vom anderen ab.

Stadtmann war noch nie etwas Vergleichbares passiert. Pewarskis Augen fixierten ihn, Stadtmann erstarrte, und plötzlich schien er in einen endlosen, schwarzen Abgrund zu blicken. Er nahm dabei besonders intensiv den Geruch von Pewarskis Rasierwasser wahr, Denim Eau de Toilette, welches er selbst auch benutzte. Seine Erstarrung löste sich erst wieder, als er Pewarskis kurzes «Noch einen schönen Tag, Herr Professor» hörte.

Noch lange hatte Stadtmann den Denim-Geruch in der Nase.

58. Il buono, il brutto, il cattivo

Franz Stadtmann hatte jetzt keine Zweifel mehr: er hatte das wahre Wesen von Pewarski erkannt. Und offensichtlich war alles genau so abgelaufen, wie Teddy Pewarski es geplant hatte. Er hatte mit Kevin

Huber eine menschliche Bombe konstruiert, die genau am geplanten Ort zur richtigen Zeit explodiert war. Pewarski selbst stand nun als Helfer, Retter und geläuteter ehemaliger Schwerekrimineller da.

Teddy Pewarski blieb für Franz Stadtmann ein von Grund auf böser und hochgefährlicher Mensch.

Stadtmann war aber auch klar: dafür hatte er nicht den geringsten Beweis. Er war zum ersten Mal in seinem Leben einem Menschen begegnet, der ihm überlegen und immer einen Schritt voraus war. Das verdiente seine Anerkennung und Bewunderung.

Die Geschichte mit Pewarski liess ihn nicht mehr los. Hartmann und er redeten an ihren abendlichen Gesprächen öfters über ihn.

Hartmut Hartmann blieb bei seiner Meinung, dass sich Teddy Pewarski gut entwickle und gelegentlich Vollzugsöffnungen geprüft werden könnten.

Als Stadtmann dieses Thema erneut anschnitt, meinte Hartmann, er, Stadtmann und Pewarski seien wohl die Drei aus dem Italowestern «The Good, the Bad and the Ugly». Franz Stadtmann konnte sich nur knapp daran erinnern, den Film von Sergio Leone aus dem Jahre 1966 einmal gesehen zu haben, verwechselte ihn aber zuerst mit Leones Meisterwerk «Spiel mir das Lied vom Tod». Er wollte von Hartmann wissen, wer von ihnen denn welche Person sei. «Das ist wohl klar, Franz», antwortete ihm Hartmann, «Im Film ist Clint Eastwood der Gute, Lee van Cleef der Böse und Eli Wallach der Hässliche. Pewarski ist natürlich der Böse, ich der Gute und dann bleibt für dich nur «The Ugly» übrig. Stadtmann war etwas beleidigt, hielt er sich doch für attraktiv, wofür auch seine guten Chancen bei Frauen sprachen. Hartmann machte die Sache auch nicht besser, indem er seinem Freund erklärte, «cattivo» heisse eigentlich eher schlecht, böse, fies, und beziehe sich nicht auf das Äussere. «Il cattivo» sei ein furchtloser, unerschrockener harter Brocken. Franz Stadtmann gleiche zwar ein wenig Lee van Cleef, der Böse sei er aber sicher nicht.

Stadtmann sah sich selbst am ehesten als Clint Eastwood. Pewarski wiederum hätte sofort Hartmann rechtgegeben. Stadtmann war «Il cattivo», «The Ugly». Wenn er, Pewarski der Böse sein sollte, so sei auch Stadtmann ein ganz übler und schlechter Kerl.

Pewarski hatte seiner Therapeutin Karin Steuber einmal gesagt, dass er in seinem Leben nicht so viele schlechte und böse Dinge hätte machen müssen, wenn er die Möglichkeiten eines Franz Stadtmanns gehabt hätte. Es habe ihn immer interessiert, Menschen zu beeinflussen, manipulieren und zu beherrschen. In diesem Metier sei Frank Stadtmann offensichtlich die absolute Nummer 1, ein grosses Vorbild. So «gut» wolle er selber auch werden. Karin Steuber hatte nicht recht gewusst, was sie darauf hätte erwidern sollen.

Teddy Pewarski hätte insgeheim aber sicher bestritten, dass Hartmann «il buono» sei; wenn schon war Hartmut Hartmann «Lo stupido».

Auch jetzt diskutierten Hartmann und Stadtmann wieder darüber, ob es das Böse in der Welt gebe, welches einen Menschen durchdringe, beherrsche und ihn zum Verbrecher mache. Hartmann blieb bei seiner Meinung, dass es zweifellos böse Taten gebe, und ja, dass ein Mensch auch böse sein könne. Aber für immer und ausschliesslich? Ein Mensch, der immer böse ist? Ein Mensch von durch und durch böser Natur? Hartmann war überzeugt, dass die Antwort auf diese Frage ein klares Nein sein müsse. Gut und Böse, das seien eben fließende Übergänge. Kriegshelden und Kriegsverbrecher würden sich nur dadurch unterscheiden, dass die einen den Krieg gewonnen und die anderen den Krieg verloren hätten.

„Hitler hat den Tod von 20 Millionen Menschen, den Holocaust, Stalin den Tod von 50 Millionen Menschen und Mao von 70 Millionen Menschen zu verantworten!“ konstatierte Stadtmann. „Wenn das keine bösen Teufel waren!“

Hartmann liess seinen Gedanken freien Lauf: „Bei Besuchen im Massnahmenzentrum Uitikon habe ich immer wieder junge Männer

kennengelernt, die meist wegen schwerer Gewalt- und Sexualdelikte, Mord und Totschlag verurteilt waren. Sie wirkten auf mich nicht anders als gleichaltrige andere junge Erwachsene. Einmal habe ich an einer Musikaufführung einen jungen Mann am Klavier Bach spielen gehört, wunderschön und ergreifend. Er war wegen Mordes verurteilt. Man ist eben nicht sein ganzes Leben lang ein Mörder, sondern in einem grauenhaften, schlimmen Moment seines Lebens.“

„Sein Opfer aber ist für immer tot“, erwiderte Stadtmann nachdenklich, „auch über die Strafverbüßung des Täters hinaus.“

„Nehmen wir einmal an, dass es tatsächlich böse Menschen gibt“, nahm Hartmann den Faden wieder auf. „Sind diese dafür verantwortlich, dass sie so geworden oder sogar böse geboren sind? Das würde ja voraussetzen, dass sie effektiv einmal eine Wahlmöglichkeit zwischen Gut und Böse gehabt hätten. Einen freien Willen!“

„Dein Lieblingsthema, Hardy, ich weiss. Du bestreitest ja hartnäckig, dass der Mensch einen freien Willen hat“, seufzte Stadtmann.

„Als Wissenschaftler müsstest du wissen, lieber Franz, dass menschliches Handeln und Unterlassen nur durch zwei – allerdings sehr komplexe und kaum zu entwirrende – Komponenten determiniert werden: die Gene und die Umwelteinflüsse. Tertium non datur.“ „Dann hat der Mensch also keinerlei Eigenverantwortung“, stellte Stadtmann fest. „Das kann aber einfach nicht sein. Bei zwei Optionen habe ich immer die freie Wahl zwischen der einen oder der anderen oder ich kann es dem Zufall überlassen.“

„Was Gene oder Umwelteinflüsse sind, ist mir zumindest theoretisch klar. Was soll aber der freie Wille sein? Er ist für mich nichts anderes als eine nicht belegbare, durchaus bequeme und sehr praktische Annahme“, fuhr Hartmann fort. „Ein guter Ansatz, um dem Menschen die Verantwortung für sein Tun zu überbinden, ihn mit ständigen Schuldgefühlen zu belasten und so klein und lenkbar zu halten. Im Übrigen ist die Kirche darin Weltmeisterin!“

„Moment, lieber Hardy“, hakte Stadtmann ein. „Schuld“ ist sowieso ein kontaminierter, moralingetränkter und letztlich religiöser Begriff. Unser Strafrecht beruht auf dem Verschuldensprinzip. Wissenschaftlich ist das aber nicht wirklich überzeugend.“

„Also doch kein freier Wille!“ triumphierte Hartmann.

„Du bringst zu viel durcheinander, Hardy!“ stoppte ihn Stadtmann. „Auch wenn mich für meine Handlungen vielleicht kein Verschulden trifft, so muss ich dennoch die Verantwortung dafür übernehmen und die Konsequenzen tragen. Jeder Mensch ist grundsätzlich für seine Handlungen verantwortlich. Jeder Mensch weiss das. Das mag wissenschaftlich allenfalls nicht ausreichend belegt sein, ist für mich aber ein zwingendes Axiom und Bestandteil des „Contrat social“, ohne welche das Zusammenleben von uns Menschen nicht funktionieren würde. Und genau aus diesem Grund brauchen wir ein Verschuldens- und nicht ein reines Massnahmenstrafrecht.“

Hartmann musste Stadtmann in diesem Punkt rechtgeben.

Als Franz Stadtmann später in der Nacht an seinem Computer über einem schwierigen Gutachten brütete, überkam ihn plötzlich das seltsame Gefühl, es sei noch jemand anderer im Raum. Er glaubte sogar, im spiegelnden Bildschirm seines Laptops einen vorbeihuschenden Schatten zu erkennen. Das war natürlich alles Blödsinn. Und doch roch es plötzlich sehr stark nach Denim.

Alles nur Einbildung.

59. Katharsis

Zur gleichen Zeit sass Teddy Pewarski in seiner Zelle ebenfalls vor seinem Computer. Er arbeitete an seinem ersten Gesuch für einen unbegleiteten Urlaub. Er sah plötzlich auf, hielt inne und dachte an seine Begegnung mit Stadtmann. Er lächelte.

Teddy Pewarski war voller Zuversicht. Es war eindeutig viel besser, ein guter Mensch zu sein. Man hatte als guter Mensch viel mehr Möglichkeiten als ein böser Mensch. Und wenn er schon nicht Franz Stadtmann sein konnte, so wollte er wenigstens ein guter Mensch sein. Das machte auch alles viel einfacher. Guten Menschen vertraute man, und Vertrauen war für seine Mission das Wichtigste überhaupt.

Der neue gute Pewarski hatte sogar seinen Verteidiger angewiesen, die Berufung gegen das Urteil des Bezirksgerichts Meilen zurückzuziehen. Rechtsanwalt Huth riet ihm zwar dringend davon ab, Pewarski war aber nicht davon abzubringen. Er argumentierte, er habe sein Urteil nun endlich akzeptiert. Er wisse, dass er seine Strafe verdient habe und wolle Sühne leisten. Therapie und Arbeit in der JVA Pöschwies würden ihm zudem helfen, sich auf ein deliktsfreies Leben vorzubereiten. Es sei ihm aber bewusst, dass es noch lange Zeit dauern würde, bis er wieder in die Freiheit käme. Dies schrieb er auch so in einem persönlichen Brief an das Obergericht mit Kopie an die Amtsleitung JuV. Hartmann und seine Leute werteten dies als weiteren Beweis dafür, dass Teddy Pewarski auf dem besten Weg zu einer erfolgreichen Resozialisierung war.

Die Therapeutin Karin Steuber war stolz auf ihren Patienten.

60. Kopfdrehbücher

Ganz vorsichtig und unbemerkt hatte Pewarski wieder Kontakt mit Samuel Leutenegger Kontakt aufgenommen. Das war gar nicht so einfach, denn hier in der JVA Pöschwies stand man unter ständiger Beobachtung. Sie konnten sich nur über Mittelsmänner austauschen.

Leutenegger hatte Pewarski schon früher von seinen Kopfdrehbüchern erzählt. Es war Leutenegger nämlich klar, dass er wohl nie mehr oder erst im hohen Alter die Freiheit erlangen würde. Niemand konnte ihn aber daran hindern, seine Fantasien in seinen Gedanken auszuleben. Und vielleicht gab es ja sogar einen Weg, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Und so verfasste er in seinem Kopf

Drehbücher, die irgendwann einmal von einem Regisseur umgesetzt werden sollten. Leutenegger wollte dabei als Produzent im Hintergrund wirken. Er war überzeugt, dass ihm der gleichgesinnte Pewarski bei der Realisierung helfen könnte.

In seinem früheren Leben war Samuel Leutenegger ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen und hatte ein stattliches Vermögen erwirtschaftet. Glücklicherweise hatte er seinem Bruder rechtzeitig sämtliche Vollmachten erteilt, so dass seine Finanzen dem staatlichen Zugriff entzogen werden konnten. Zudem hatte er verschiedene ehemalige Zellengenossen an der Hand, die zwischenzeitlich entlassen worden waren. Mit Hilfe dieser Leute war Leutenegger in der Lage, in aller Heimlichkeit eine Art Filmproduktionsfirma auf die Beine zu stellen. Die Kontakte zur Kinderpornobranche bestanden immer noch, und das Interesse an möglichst perversen Projekten war überall enorm gross. Die entsprechenden Beziehungen mussten aber ebenfalls über Mittelsmänner gepflegt werden. Das alles war sehr anspruchsvoll, kompliziert und herausfordernd. Wenn Leutenegger und Pewarski aber eines hatten, dann war es Zeit und Geduld. Sie hatten somit alles, was es brauchte: Geld, Geist und Zeit.

Der besondere Reiz bestand für Samuel Leutenegger darin, dass seine Drehbücher mit echten Opfern realisiert werden sollten. Irgendwann würde sich für ihn auch sicher einmal die Gelegenheit ergeben, die abgedrehten Filme anzuschauen. Es war ihm aber bewusst, dass ein Film auch im besten Fall stets Fiktion blieb und ihn wohl immer enttäuschen würde. Nichts war besser als Kopfkino.

Die Wirklichkeit war für Leutenegger also nur die zweite Option, aber immerhin. So gefiel ihm der Gedanke, dass sein bestes Drehbuch im wirklichen Leben umgesetzt werden könnte, mit echten Tätern und Opfern. Und dafür hatte er Teddy Pewarski auserwählt.

61. Flüsternde und stöhnende Mauern

Es war Hochsommer geworden. Auch in dieser Nacht vom Freitag auf den Samstag konnte Pöschwiesdirektor Hansruedi Herzog wieder einmal nicht schlafen. Er hatte sich schon ab und zu gefragt, ob seine Schlaflosigkeit vielleicht daran liege, dass er in der Dienstvilla wohnte.

Traditionell hatten die Direktoren schon immer in der Direktorenvilla Wohnsitz genommen, direkt vor der Mauer der Strafanstalt Regensdorf bzw. Justizvollzugsanstalt Pöschwies, wie sie seit 1995 hiess.

Es gab im Garten der Direktorenvilla sogar einen kleinen Swimmingpool.

Vielleicht stand die Villa einfach zu nahe beim Gefängnis, um in der Freizeit wirklich Abstand gewinnen zu können. Das war aber vom Justizsystem sicher so gewollt, und im Notfall war Herzog in zwei Minuten bei seinen Leuten.

Manchmal glaubte Hansruedi Herzog, die Wände der Direktorenvilla flüstern und die Mauern der Justizvollzugsanstalt stöhnen zu hören.

Er lauschte eine Zeit lang dem ruhigen Atem seiner Frau.

Dann stand er auf und sah sich eine bereits angefangene Folge der Fernsehserie «Oz» mit Terry Kinney an. Die Serie handelte von einer neuen Versuchsabteilung in einem Hochsicherheitsgefängnis in den USA, welche verstärkt auf Rehabilitation ausgerichtet war. Viele relevante Vollzugsthemen wurden in einer atmosphärischen Dichte abgehandelt, welche sogar einen Insider wie Hansruedi Herzog begeisterte. Und natürlich wurde er auch immer wieder an die neue Forensisch-Psychiatrische Abteilung in der JVA Pöschwies erinnert.

62. Der Harte

Hartmut Hartmann schlief unruhig. Ein kräftiger Schluck Whiskey half ihm jeweils, rasch einzuschlafen. Da er am Samstag nicht schon früh aufstehen musste, hatte er sich zwei grosse Schlucke gegönnt.

Er träumte einen wirren Traum von Flugversuchen und Beinaheabstürzen. Er befand sich plötzlich mit seiner Frau und seinem Stiefsohn in einer Stadt mit alten Gebäuden und hohen Mauern. Wo war das nur?

Ein grosser Braunbär kam ihnen aus einer Seitengasse entgegen. Die Situation war zwar bedrohlich, aber trotzdem nicht besonders aussergewöhnlich. Hartmann fing zusammen mit Frau und Stiefsohn den Bären mit einem Seil ein, und sie zogen ihn eine Mauer hoch, wo er dann hängen blieb. Eine unbekannte Frau kletterte an einem anderen Seil zum Bären hoch, wollte mit ihm spielen und ihn streicheln. Der Bär griff sie aber an und umklammerte sie. Hartmann wollte der Frau helfen und sie vom Bären wegziehen. Es gelang ihm nicht, und der Bär verbiss sich im Oberkörper der Frau. Alles geschah mehr oder weniger tonlos.

Jemand brachte einen zweiten Bären hinzu. Der Mann war nicht deutlich erkennbar. War es Pewarski? Der zweite Bär stieg zum ersten Bären hinauf und packte ihn am Hals. Es spritzte Blut.

Hartmann wählte in Panik mit seinem Handy die Polizeirufnummer 117. Erst im dritten Versuch gelang es ihm, die Tasten korrekt zu drücken. Nach endlos langem Läuten nahm endlich ein Polizist das Telefon ab. Hartmann forderte ihn auf, sofort eine Ambulanz und eine Polizeipatrouille hierher zu schicken, wusste dann aber nicht, wo er war. Er suchte nach Strassenschildern, die entweder fehlten, verdeckt oder einfach unleserlich waren.

Plötzlich befand er sich allein bei sich zuhause, auf der Toilette. Er hatte in einer grossen Tasche verschiedene blutige Organteile dabei, von den Bären oder der Frau? Es war eine ziemliche Sauerei, und er versuchte, alles das WC hinunterzuspülen. Noch im Traum dachte sich Hartmann, diese Bilder kämen wohl daher, dass er in letzter Zeit immer mal wieder eine Folge seiner aktuellen Lieblingsserie „Dexter“ mit Michael C. Hall angeschaut hatte.

Es klopfte an der WC-Türe und ein Polizist trat ein. Ein zweiter blieb vor der Tür stehen. Sie wollten wissen, was Hartmann da mache. Hartmann erklärte sich, so gut es ging. Der erste Polizist meinte freundlich, Hartmann müsse einfach nur sagen, dass alles ein grosses Missverständnis sei, das genüge. Hartmann schaute ihn fragend an.

„Missverständnis“, schmunzelte der zweite Polizist.

Hartmut Hartmann lief planlos durch die Büros in seinen Amtsräumen an der Feldstrasse und atmete dabei immer schneller. Im Pausenraum stiess er auf seinen Leiter Rechtsdienst Fabian Fink, der ihn anlächelte und sagte, er wisse Bescheid, es sei überhaupt kein Problem, Hartmann müsse sich keine Sorgen machen. Das alles habe sich gar nicht so ereignet. Die ganze Bärengeschichte sei nur seine Einbildung. Hartmann atmete immer heftiger und schneller.

Schliesslich wachte er auf.

Er atmete immer noch viel zu schnell.

Am meisten beschäftigte Hartmut Hartmann die Frage, wer die beiden Bären gewesen waren. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass sie Teile von ihm selbst seien.

Er hatte stark geschwitzt und sein Kopfkissen war feucht. Er wälzte sich hin und her und schlief wieder ein. Ab und zu schnarchte er laut.

Seine Frau hatte deshalb schon vor Jahren ein eigenes Schlafzimmer bezogen.

63. Der Gute

Franz Stadtmann hatte wie üblich bis in die frühen Morgenstunden gearbeitet, dieses Mal an seinem neuen Buch über die menschliche Evolution. Ob Wochenende oder werktags spielt für seinen Arbeitsrhythmus keine Rolle.

Nach Mitternacht, das war seine Zeit.

Stadtmann legte sein Diktiergerät zur Seite.

Er sah nochmals seine Mails durch und beantwortete einige.

Wie meistens am Ende seines langen Arbeitstages trainierte er am Boxsack die verschiedenen Schlagtechniken und mit dem Punchingball seine Reaktionsschnelligkeit.

Bevor er zu Bett ging, duschte er ausgiebig.

Dann leerte er spontan den ganzen Inhalt seines Rasierwassers den Abguss hinunter.

Die leere Flasche warf er in den Abfallkübel.

Es roch überall in der Wohnung nach Denim.

64. Der Böse

Teddy Pewarski öffnete langsam seine Augen.

Er hatte tief und traumlos geschlafen, war ausgeruht und erfrischt.

Teddy Pewarski war wie immer durch das frühmorgendliche Vogelgezwitscher geweckt worden. Samstag war für ihn zwar arbeitsfrei, er wachte aber stets zur gleichen Zeit auf.

Manchmal dachte er an Herbert Rutschmann. Diese Rechnung war immer noch offen.

Aber: kommt Zeit, kommt Rat.

Ja, doch, es lief alles sehr gut.

Es war Teddy Pewarski eigentlich egal, ob er in der JVA Pöschwies bleiben musste oder in die sogenannte Freiheit entlassen würde.

An beiden Orten hatte er unbegrenzte Möglichkeiten.

65. Und Teddy ging zum Regenbogen³

Die Vögel zwitscherten.

Das schwache Licht der Morgendämmerung drang durch das vergitterte Gefängnisfenster.

Es wurde Tag in der JVA Pöschwies.

³ In Rudyard Kiplings Gedicht «The Light that failed» heisst es: «And Teddy would run to the rainbow's foot.» Johannes Mario Simmel hat diese Verszeile für einen Buchtitel zu «Jimmy» abgewandelt.

Nachwort

Man ahnt es: Diese Geschichte steht in losem Zusammenhang mit meinem ersten Zürcher Justizkrimi «Truther». Sie beginnt etwa zehn Jahre vorher. Und natürlich habe ich mich aus dem Fundus meiner Erinnerungen «Varia – Letztes Traktandum» bedient. Meine Erinnerungen sind mein Steinbruch.

Eingeweihte Kenner:innen der Zürcher Strafjustiz werden Elemente des einen oder anderen Justizvollzugs- oder Kriminalfalles der letzten drei Jahrzehnte erkennen können. Sie werden bemerken, dass ich mir die Freiheit genommen habe, verschiedene Elemente davon in zeitlicher und sachlicher Hinsicht ziemlich frei in meine Geschichte einzupassen. Und natürlich habe ich alles anonymisiert.

Keine der Figuren in meinen Romanen entspricht einer tatsächlich lebenden (oder verstorbenen) Person. Dies gilt insbesondere auch für die beiden Hauptfiguren Kevin Huber und Teddy Pewarski.

Ich bedanke mich herzlich bei meinen Freund:innen und Angehörigen, welche die Entwürfe kritisch durchgesehen und mir wertvolle Hinweise gegeben haben.

Es ist offensichtlich: diese Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Ich arbeite zurzeit am dritten Band.

Zürich, 31. August 2023 / Thomas Manhart